

# Berliner Volksblatt.

## Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illust. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1885 unter Nr. 746.)

**Insertionsgebühr**  
beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

**Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.**

### Die Arbeitseinstellungen

Sind in der Arbeiterbewegung eine gewichtige Erscheinung. Wir haben kürzlich noch aus dem „Gewerkschafter“ eine kurze Streifbetrachtung abgedruckt, die wir hier aber noch etwas weiter ausführen wollen.

Zunächst drängt sich die Frage auf: Liegt die hauptsächlichste Bedeutung der Streiks in den unmittelbaren materiellen Vorteilen? Nein! Denn was zunächst die Lohnhöhung betrifft, die vielfach Anlaß zu den Arbeitseinstellungen giebt, so ist meistens der Sieg auf Seiten des Kapitals, da dieses länger ausdauern kann, und selbst wenn die Arbeiter gesiegt haben, wird in vielen Fällen die kleine Lohnhöhung durch die gebrachten Opfer überwogen werden. Und endlich ist jede also erzwungene Lohnhöhung immer eine unsichere, die jeden Augenblick durch ungünstige Verhältnisse rückgängig gemacht werden kann.

Besser schon liegt gewöhnlich die Sache in ab- wehrender Beziehung, in Betreff der Verhinderung einer von den Unternehmern beabsichtigten Lohnverminderung, Herabhaltung beleidigender Fabrikordnungen und dergleichen. Hier ist mehr Aussicht auf unmittelbaren und bleibenden Erfolg.

Aber sei dem, wie ihm wolle: eine dauernde, gesicherte Erhöhung des allgemeinen Lohnsatzes ist durch Streiks nicht zu erreichen.

In diesem Punkte sind sich alle Sozial-Delationen, welcher Richtung sie auch angehören mögen, völlig einig und auch die aufgeklärten Arbeiter stimmen dem zu.

Und dennoch gehen die Streiks in allen Kulturländern ihren Weg mit einer Kraft und Hartnäckigkeit, welche aus materiellen Vorteilen untergeordneter Art nicht zu erklären sind. Sie sind auf einer gewissen Höhe der industriellen Produktion überall entstanden, sie haben sich überall entwickelt und dauern überall fort.

Die Wahrheit ist, daß solche wiederkehrenden Erscheinungen nichts weiter sind, als die naturgemäßen Folgen und Erzeugnisse der bestehenden Verhältnisse, und um ihre Berechtigung einzusehen, hat man sich nur die inneren Gründe derselben zum Bewußtsein zu bringen. Es wäre ein Unsinn oder eine Anmaßung, wenn man glauben wollte, die Arbeiterklasse in Deutschland, England und Frankreich, in allen Kulturländern tappe zwecklos im Finstern, statt daß man in den Streiks nur eine naturgemäße Aeußerung des Klassenbewußtseins der Arbeiter erkennen sollte. Die Arbeitseinstellungen sind nicht etwa eine dem Volke aufgedrängte Sache; sie sind etwas, was durch und durch ursprünglich und selbstständig aus dem arbeitenden Volke selbst hervorgeht. Man müßte dem Volke jede naturgemäße Entwicklung abstreiten, wollte

man annehmen, es befände sich mit dieser allgemeinen und hartnäckigen Erscheinung auf einem Irrwege.

Die Politik der herrschenden Gesellschaft den Arbeitern gegenüber geht darauf hinaus, die sozialen Verhältnisse so darzustellen, als ob alle Interessen miteinander in Harmonie ständen. Man sucht die Gegensätze zu vertuschen, damit die große Masse des arbeitenden Volkes nicht recht inne werde, wie es eigentlich im wirtschaftlichen Leben zugeht.

Dem gegenüber muß es die Politik der Arbeiter, der Nichtbestehenden sein, umgekehrt nachzuweisen, daß die Interessen der Unternehmer, der Kapitalisten und der Arbeiter freilich einander gegenüberstehen. Nur durch die Erkenntnis der eigenen Lage der Arbeiter kann der Anfang gemacht werden, die Arbeitskraft von dem großen Drucke des Kapitals zu befreien. Diese Aufgabe aber, Erkenntnis der eigenen Lage unter die Arbeiter zu bringen, sollten alle Arbeitervereinigungen, alle Fach- und sonstigen Vereine und auch die Gewerkschaften niemals aus dem Auge lassen.

Und in dieser Richtung hin wirken die Arbeitseinstellungen in bedeutend hohem Maße.

Denn auch die große Masse der Arbeiter, welche der theoretischen Belehrung nicht leicht zugänglich ist, begreift im Falle einer Arbeitseinstellung, daß absolut unvereinbare, einander durchaus widersprechende Interessen vorliegen. Die Unternehmer wollen möglichst kleine Löhne zahlen, die Arbeiter möglichst hohe Löhne erhalten; die Unternehmer wollen eine möglichst lange Arbeitszeit, die Arbeiter eine möglichst kurze. Diese Gegensätze sind jedem verständlich. Und wenn es darüber, nach vielen vergeblichen Bemühungen den Frieden zu erhalten, die meistens, wie im Maurerstreik zu Berlin, von den Arbeitern ausgehen, doch noch zum Streik, also zum offenen Kampfe kommt, wenn in demselben besonders von Seiten der Unternehmer mit großer Unerbittlichkeit, die in der Sucht zu herrschen liegt, der Kampf geführt wird, wenn Verfolgungen, Maßregelungen der Arbeiter eintreten, dann wird auch demjenigen Arbeiter, der noch so schwer von Begriff ist, der Standpunkt klar gemacht. Jeder sieht dann ein, daß schwere Gegensätze vorhanden sind, daß das Wort von der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit nur eine inhaltsleere Phrase ist.

Bei den Arbeitseinstellungen aber find die Arbeiter auf die Hilfe ihrer Arbeitsgenossen angewiesen. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das Gefühl der Brüderlichkeit greifen Platz und senken sich tief in die Herzen und Geister.

Ferner lernen die Arbeiter bei Streiks sich organisiren, sie lernen einheitlich aufzutreten; sie erfahren, daß der Einzelne unter ihnen völlig machtlos ist, daß das einigende Band, welches viele einzelne Schwache umschließt, diese zu einer sozialen Macht vereinigt, die den Kampf gegen den Kapitalismus manchmal sogar mit Erfolg aufzunehmen im

Stande ist. Die Bevormundung wird von den Arbeitern abgeschüttelt und es wird die Selbstständigkeit des Auftretens im Volke herangebildet.

Wer dies Alles überlegt, der wird zugeben müssen, daß die Streiks ihre Berechtigung haben. Deshalb braucht man dieselben aber nicht künstlich noch hervorrufen zu wollen. Das ist auf alle Fälle ein ungesundes Beginnen. Nur die aus dem arbeitenden Volke wie von selbst hervorbrechenden Streiks haben eine wirkliche Berechtigung; natürlich sollen diese dann vernünftig geleitet, sie sollen unter Umständen sogar zuerst zurückgedrängt werden, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen — aber das sind alles Vorsichts- und Klugheitsmaßregeln, die mit der Berechtigung eines solchen Streiks keinerlei Ausschlag geben.

Wenn nun also die Streiks an der heutigen Grundlage der Produktion, an der durch das Konkurrenzspiel festgestellten übermäßigen Ausnutzung der Arbeitskraft durch den Kapitalismus im Wesentlichen nichts ändern können, so liegt in ihnen doch ein bedeutend erzieherisches Moment. Sie erziehen die Arbeiter, wie gesagt, zur Selbstständigkeit, sie organisiren die Arbeiter und vereinigen sie zu gleichem Handeln.

Und wie bei den Streiks, so werden auch die Arbeiter bei den Wahlen handeln. Sie werden nach und nach einsehen, daß das freie Konkurrenzspiel und die planlose Produktionsweise, die so viel Elend gerade den Arbeitern bringen, auf dem Wege der Gesetzgebung abgesehafft werden können, und daß an ihre Stelle eine geregelte Produktionsweise, Schonung der Arbeitskraft und ein auskömmlicher Lohnsatz treten, wenn die Gesetzgebung wirkliche Sozial-Reformen einführt.

Daß die Arbeiter solche Einsicht erlangen und danach bei den Wahlen, besonders bei den Reichstagswahlen handeln, dies bewerkstelligen zum Theil die Arbeitseinstellungen durch ihre erzieherischen Wirkungen.

So aufgefaßt sind die Streiks eine geschichtlich nothwendige Erscheinung.

### Politische Uebersicht.

**Bivat Fortuna!** Das ist die Devise unter welcher sich alle Diejenigen sammeln, die im Vertrauen auf die Glücksgöttin dem Lotteriespiel ihr Opfer darbringen. Jetzt ist wieder eine Ziehung beendet und Tausende haben vergeblich auf Gewinn gehofft. Das Glück war ihnen nicht hold. Und doch sind Dorer nicht wenige, welche das Letzte geopfert, den letzten werthvollen Gegenstand zum Pfandleiher getragen haben, um sich den nöthigen Einsatz zu beschaffen. Mit sieberhafter Ungeduld warten sie auf das Erscheinen der Gewinnlisten, ihre Hände zitterten beim Lesen des winzigen Stückchen Papier, auf dem sich die Zahlen gruppirten — doch vergeblich ihr Spähen, ihr Loos war nicht gezogen. Wilde Träume rauben

Quelle gepflöckten Pferde herbei, und vorsichtig begannen sie dieselben zu satteln und demnächst ihre ganzen Habseligkeiten, die nur aus ihren Wassen, Decken und etwas gedörriem Fleisch bestanden, auf denselben zu befestigen.

Nachdem sie sich durch einen letzten Blick überzeugt, daß sie vor dem niederglühenden Feuer nichts vergessen hatten, schritten sie ihren Pferden voran in die Regenschlucht hinein, welche nach der Emigrantenstraße führte. Raum aber fühlten sie gangbareren Boden unter ihren Füßen, da schwangen sie sich in ihre Sättel, und die Pferde zu einem langen Paßgang zwingend, zogen sie schweigend in nördlicher Richtung durch die Nacht dahin.

Die Räucher und die Ohreulen ließen noch immer ihren unheimlichen Ruf ertönen; die Kämpfe unter den Bergschafstien dagegen waren unterbrochen und ausgeschoben worden; das Erbleichen der Sterne in dem östlichen milchweißen Schein mahnte die statlichen Bewohnerinnen schwindelnder Höhen an den bevorstehenden Anbruch des Tages und an den erfrischenden Frühtrunk. In langer Reihe stiegen sie von den schroffen Felsabhängen nieder, bei jeder Biegung des alten hundertjährigen Pfades nach hinterlistig verborgenen Feinden spähend und lauschend.

Der Morgenwind war erwacht; kalt und eisig strich er durch die verworrenen Schluchten und Klüfte; auf seinen Schwingen trug er lauter und deutlicher das dumpfe Brausen des in sein schmales Bett eingezwängten, schäumenden Kolorado-Stromes, und lauter und deutlicher vernahmen die Schläfer im Thale des Rio Virgin in ihren Träumen das Brausen der heimathlichen Wasserfälle oder der sich überstürzenden Roggen am Meeresstrand.

Behaglich dehnten sie sich in ihren wärmenden Decken; doch Keiner so behaglich, wie La Bataille in dem Ziegenstall, dessen Ausgang sein treues Ros bewachte. Es war ja noch so früh und so dunkel. Die Pferde und Maultiere aber wurden schon unruhig und drängten in der Einfriedigung hin und her. Sie bildeten einen unfehlbaren Stundenzeiger für die Wächter, und „Deraus!“ tönte es von einem Ende des Thales nach dem andern hinüber, zuerst das neckische Echo, und dann erst die trägeren Menschen wedend.

**Feuilleton.**  
**Das Mormonenmädchen.**  
Amerikanische Erzählung  
von  
**Baldwin Willhausen.**  
(Fortsetzung.)

„Mein Bruder hat einen weiten Weg zurückgelegt, er muß hungrig sein; und ein weiter Weg liegt vor ihm, wenn er nach dem Rio Virgin zurückkehrt.“

„Der Weg ist weit, La Bataille auf seinem Lager erwachen, wenn Pferde auf die Weide getrieben werden,“ entgegnete dieser, die Einladung ablehnend, und indem er sich dicht in seine Decke hüllte, glitt er um die scharfe Felskante herum.

Die beiden Delawaren lauschten ihm so lange nach, bis sie seine leichten Fußtritte und das Knirschen des Riefes unter seinen Mokassins nicht mehr vernahmen. Dann aber legten sie neue Reiser auf die niedergebrannte Gluth, um sich das Zusammenpacken ihrer wenigen Habseligkeiten und das Satteln der Pferde durch die Vermehrung der Helle zu erleichtern.

Sie hatten die Decken nunmehr abgeworfen, und da die Flammen zwischen den leicht brennbaren Stauden hoch aufschlugen, so traten auch ihre Figuren und Gesichtszüge ziemlich scharf und deutlich hervor.

Weide waren nach Art der Trapper oder Pelzjäger gekleidet, das heißt, sie trugen die ledernen, mit Fransen geschmückten Beinleider und eben solche Halbstiefel, wogegen Röcke von dickem, breistreifigem Deckstoff ihren Oberkörper umgaben, und auf der Brust die gewöhnlichen rothen Flanellhemden vorschimmern ließen. Man hätte sie überhaupt, bei einem oberflächlichen Hinblick, für weiße Jäger halten können, wäre man nicht durch die schlichten pechschwarzen Haare, die ihnen bis auf die Schultern niederfielen, und durch ihre dunkeln indianischen Physiognomien über ihre eigentliche Abstammung belehrt worden. Denn die am breiten, reich mit farbigen Perlen gestickten Bände über die Schultern hängenden, gleich-

falls gestickten Kugeltaschen, die eigenthümlichen Gürtel, Tabakbeutel und Komahants werden im Westen ja nicht weniger von den weißen, als von den eingeborenen Jägern getragen, und standen auch bei ihnen in seltsamem Kontrast zu der halb europäischen, halb indianischen Bekleidung.

Der Schwarze Biber war der ältere, wie auch schon sein hageres Gesicht besagte. Wenn man aber den leidenden Ausdruck in seinen fast weiblichen, keineswegs häßlichen Zügen betrachtete, so erschien es fast unglaublich, daß man einen der verschlagensten und listigsten Indianer des amerikanischen Kontinents vor sich habe. Noch weniger traute man ihm zu, daß er sich eben so sehr durch seinen Scharfsinn, wie durch Muth und ungewöhnliche Sprachkenntnis auszeichne und der Vereinigte Staatenregierung als Führer, Dolmetscher und Jäger im Kriege wie im Frieden schon so vielfach gebient habe.

John, sein Gefährte, mochte um zwölf Jahre jünger als er selbst sein, konnte also das dreißigste Jahr noch nicht erreicht haben. Auch dieser war nur schlank und leicht gebaut; allein die viel gerühmten Eigenschaften seiner Vorfahren hatten sich auf ihn ebenfalls theilweise vererbt, und man brauchte nur auf sein kluges, noch jugendfrisches Gesicht zu schauen, um eine solche Annahme vollkommen gerechtfertigt zu finden.

Diese beiden kühnen Jäger waren also zuerst dem Apostel und La Bataille vom Salzsee aus nach Fort Utah, und demnächst Elliot von letzterem Ort aus beständig in der Entfernung einer halben Tagesreise heimlich und unbeachtet nachgefolgt. Unterwegs hatten sie mehrfach Gelegenheit gefunden, während der Nacht mit dem verrätherischen und von ihnen bestochenen Schlangen-Indianer zu verkehren. Ihre angeborene Sucht nach Abenteuern ließ sie die ihnen gewordenen Aufträge pünktlich und gewissenhaft ausführen, und nicht die geringste Spur von Ungeduld verriethen sie, als La Bataille bei ihnen eintraf und sie zur schleunigen Umkehr aufforderte.

Es schien sogar, als seien sie auf eine derartige Nachricht vorbereitet gewesen, denn noch keine zehn Minuten waren nach der Entfernung des Schlangen-Indianers verstrichen, da holten sie schon ihre, bei einer nahen verborgenen

ihnen den stärkenden Schlaf; bald sehen sie sich als glückliche Gewinner, vielleicht sogar des großen Looses, bald als Verlierer, und der Gedanke: Verloren, Alles verloren, schreckt sie in die Höhe und treibt ihnen kalten Schweiß auf die Stirn. Endlich ist das große Loos gezogen, doch nicht ihnen wurde es zu Theil, bald folgen die nächst größeren Gewinne und jetzt steht das Glückrad still, ihr Loos war eine Niete. Doch fort scheuchen sie die trüben Gedanken, es bleibt ja noch die Hoffnung; vielleicht das nächste Mal! Und diese Hoffnung erhält sie aufrecht, spornet sie an zu neuer Thätigkeit, es gilt den Einsatz zu beschaffen zum neuen Spiel. Wieder rollt das Rad, aufs Neue schlaflose Nächte und schließlich dieselbe Täuschung. — Dieser Kreislauf wiederholt sich so lange, bis die Spieler nicht mehr im Stande sind, die Mittel zum Einsatz zu beschaffen. Nur ein kleiner Theil kann von sich sagen: Meine Mittel erlauben mir das Spielen, auch wenn ich nichts gewinne, und ein noch kleinerer Theil gehört zu den Glücklichen, denen ein nennenswerther Gewinn in den Schooß fiel. — Mit Recht wird behauptet, daß das Lotteriespiel dem Volkswohl tiefe Wunden, in materieller sowohl als auch in moralischer Beziehung, schlägt. Aber das ist noch nicht Alles: Das Lotteriespiel ist ein Hemmschuh der höheren geistigen Entwicklung des Volkes und nur zu sehr geeignet, den gewissem Standpunkt des selben auf ein tieferes Niveau hinabzudrücken. — Das ewige Hoffen auf einen Glückszufall verhindert, daß sich die Hoffenden mehr mit der Wirklichkeit beschäftigen und wir geben uns sicher keiner Täuschung hin, wenn wir annehmen, daß nach Aufhebung des Glückspiels viele, sehr viele unserer Mitbürger sich dem Zeitgeist zuwenden und mit dahin wirken würden, daß unsere wirtschaftlichen Zustände zum Wohle der Gesamtheit gebessert werden. „Ich spiele in der Lotterie und „hoffe“ doch noch etwas zu gewinnen“, das ist die Antwort auf die Frage: „Wie wollen Sie denn Ihre traurige Lage verbessern?“ Das von Sorgen gequälte Familienhaupt, der Bettler auf der Landstraße, sogar der Todesandidat, welcher schon mit einem Fuße im Grabe steht — sie Alle hoffen und harren ebenso wie der Spieler auf den glücklichen „Zufall“, der ihnen ein besseres Dasein verschaffen soll. Unglückseliges Hoffen, das dem Menschengeiste Fesseln anlegt, welche ihn hindern, seine Schwingen freier zu entfalten! — Darum fort mit dieser Hoffnung, fort mit den Glücksspielen! Doch keine Ausnahmen, Niemand soll spielen, möge er reich oder arm sein. Daher können wir uns damit nicht einverstanden erklären, daß das Spiel in „auswärtigen“, billigeren und daher auch dem Arbeiter zugänglichen Lotterien verboten werde und im „Inlande“, wo in Folge des hohen Einsatzes nur der Bemittelte zu einem Loos gelangen kann, weiter bestehen soll. Wirkt einerseits das Glücksspiel schon demoralisierend, so ist es andererseits auch nicht ersichtlich, warum den Letzteren ein besonderes Privilegium zum Spielen geschaffen werden soll.

**Ein, zwei, drei — Geschwindigkeit ist keine Hexerei.** Nicht nur die „Times“, sondern auch deutsche — und hier sind es konservative Zeitungen — sehen in den bekannten Enthüllungen der „Ball Ball Gazette“ den Beweis, daß das niedere Volk demoralisirt sei. Wo Jedermann den Defekt der Reichen und Vornehmen erblickt, erklärt eins von diesen konservativen Vätern in Hinblick auf jene Enthüllungen mit großem Pathos: „Reform der englischen Volksschule — sollte die Parole derer sein, die aufrichtig die sittliche Hebung der niederen Bevölkerung zu streben.“ — Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit!

In Bezug auf den in Chemnitz bevorstehenden Montre-Sozialistenprozeß erhält die „Vollstg.“ folgendes Schreiben: „Sie haben bereits (nach dem „Chemnitzer Tageblatt“) mitgetheilt, daß der hier bevorstehende Sozialistenprozeß wahrscheinlich in der ersten Hälfte des Oktober beginnen werde, und daß bis jetzt ein Antrag auf Ausschluß der Defensivität noch von keiner Seite gestellt worden sei. Wenn letzteres aber bei Beginn der Verhandlungen erfolgen sollte, bemerkt das Blatt weiterhin, „so würde dieselbe bei dem Charakter des zu verhandelnden Gegenstandes Niemand überraschen können.“

Da diese „Richtigstellung“ offenbar von Seiten der Chemnitzer Staatsanwaltschaft ausgeht, lassen die Schlussworte keinen Zweifel, daß die Staatsanwaltschaft den Antrag auf Ausschluß der Defensivität stellen wird. Ein solcher Antrag widerspricht aber dem Charakter des zu verhandelnden Gegenstandes ganz entschieden. Die Angeklagten sollen durch ihre Theilnahme am Kopenhagener Kongreß der Zugehörigkeit zu einer geheimen Verbindung sich schuldig gemacht haben, und sollen weiter nach Ansicht der Staatsanwaltschaft einer Verbindung angehören, deren Wesen und Zweck es ist, durch ungesetzliche Mittel Staatseinrichtungen unwirksam zu machen. Es ist klar, daß gerade die geheime Natur dieser Vergehen deren öffentliche Erörterung im Allgemeininteresse dringend wünschenswerth macht. Leider aber besteht bei uns in Sachen schon seit Jahren die Defensivität des Verfahrens in politischen Prozessen nur auf dem Papier, und zwar verschaffen die Staatsanwaltschaften mit ihrem Antrage auf Ausschluß der Defensivität wie es scheint auf gemeinliche Weise von oben, und die Mehrzahl der Gerichte hat sich dieser bedenklichen Praxis

Einige Minuten später, da flammten nach allen Richtungen hin helle Lagerfeuer auf, und um dieselben herum drängten sich in bunten Gruppen geschäftige Köpfe und fröstelnde Frauen und Kinder. Der ungleiche Wechsel von der Wärme zur Kälte war unangenehm, aber er war unzertrennlich von dem Lagerleben, und aufmunternde Ruhe und sogar Scherze erschallten, wo man vielleicht Kleinmüthigkeit und bittere Klagen zu vernehmen erwartet hätte.

**Im Wahsathgebirge.** Es bedarf wohl kaum der Hinweisung, warum die Mormonen, nachdem sie ihre heilige Stadt gegründet hatten, vorzugsweise nach solchen Pässen in dem Wahsathgebirge forschten, welche dem neuen Zion möglichst nahe lagen, oder vielmehr sich mit demselben unter einer Breite befanden. Einestheils vermochten die vom Salzsee aus gegen Osten entsendeten Wagenzüge gleich zu Anfang mit frischen Kräften und unterstützt von nahrhaftem Futter für das Zugvieh einen höchst schwierigen Uebergang über den zerklüfteten Gebirgsstock zu bewerkstelligen, ohne die Folgen des angreifenden Marsches auf abschüssigen Wegen noch lange nachher zu empfinden; dann aber auch konnte den aus den östlichen Staaten Eintreffenden Mormonenlarven, wenn sie erschöpft vor der Bergkette liegen blieben, leichter Beistand geleistet werden. —

Der Paß, welcher sich durch das Thal des „Emigrations-Baches“ hinzieht und, demnachst einen Berg Rücken übersteigend, dem „Canyon-Creeel“ folgt, darf daher, seiner Nähe wegen, als Hauptausgang aus dem Salzsee Thal gegen Osten betrachtet werden. Die Mormonen, dieses erkennend, haben schon in den ersten Jahren an diesem Paß gebaut und gebessert, und den Weg für die schwersten Trains zugänglich gemacht, wofür sie dann, um die Kosten der schon geschehenen und noch fortlaufenden Arbeiten zu bestreiten, ein ganz geringes Wegegeld für jeden dort fahrenden Wagen und jedes dort getriebene Stück Vieh von den Reisenden einforderten.

Wie die Wichtigkeit dieses Passes in Friedenszeiten nicht unterschätzt wurde, so trat dieselbe in dem Winter von 1857

angegeschlossen. Vielleicht veranlaßt der bevorstehende Prozeß, der durch die Stellung der Angeklagten — worunter sich sechs Reichstagsmitglieder befinden — das Interesse der weitesten Kreise in Anspruch nimmt, die Presse, sich etwas näher mit den Gründen zu befassen, welche den Ausschluß der Defensivität bei politischen Prozessen rechtfertigen.“

Welchen Lehrern die Pensionsberechtigung nach dem neuen Lehrerpensionsgesetz vom 6. Juli 1855 zufließt, wird in einer Verfügung des Unterrichtsministeriums vom 15. Juli d. J. erklärt. Dieselbe lautet: „Öffentliche Volksschulen im Sinne des Gesetzes vom 6. Juli d. J. sind diejenigen Schulen, zu deren Benützung einerseits für Eltern und deren Stellvertreter, die nicht anderweitig dafür gesorgt haben, daß ihre Kinder oder Pflegebefohlenen den für die öffentlichen Volksschulen vorgeschriebenen Unterricht erhalten, ein gesetzlicher Zwang (der gesetzliche Schulzwang) besteht, und zu deren Errichtung und Unterhaltung andererseits für die Schulgemeinden, Schulsozialitäten, Schulverbände, bürgerliche Gemeinden u. — je nach der Verschiedenheit der gesetzlichen Vorschriften in den einzelnen Landestheilen — eine allgemeine gesetzliche Verpflichtung besteht. — Dadurch, daß die oberen Klassen einer öffentlichen Volksschule mit Genehmigung der Schulaufsichtsbehörde nach dem Lehrplane der Mittelschule arbeiten oder daß mit einer öffentlichen Volksschule einzelne Klassen verbunden sind, welche bezwecken, den diese Klassen besuchenden Schülern eine über die Aufgabe und das Ziel der Volksschule hinausgehende höhere Bildung zu geben, ist eine solche Schule, was die Anwendung des Lehrerpensionsgesetzes auf die Pensionsverhältnisse der Lehrer und Lehrerinnen betrifft, als aus der Kategorie der öffentlichen Volksschulen ausgeschlossen nicht anzusehen. — Dagegen sind diejenigen neben den öffentlichen Volksschulen eines Orts bestehenden öffentlichen Schulen, welche, obwohl nicht zu den eigentlichen höheren oder gelehrten Schulen (Gymnasien, Realgymnasien u.) gehörend, doch ihrer gesamten Organisation und ihrem ganzen Endzweck nach ihren Böglingen eine über die Aufgabe und das Ziel der obligatorischen Volksschule hinausgehende höhere Bildung zu geben erstreben, als Schulen, die zur Erfüllung der allgemeinen Schulpflicht dienen oder als öffentliche Volksschulen nicht anzusehen. — Es gehören demnach zur Kategorie der öffentlichen Volksschulen im Sinne des Gesetzes vom 6. Juli d. J. insbesondere nicht: a. die von Gemeinden errichteten Volksschulen, welche die Bestimmung haben, ihre Schüler für die Aufnahme in höhere Lehranstalten (Gymnasien, Realgymnasien u.) vorzubereiten; b. diejenigen Schulen, welche die Bestimmung haben, ihre Schüler für die mittleren Klassen der höheren Lehranstalten (Gymnasien, Realgymnasien u.) vorzubereiten; c. die nach dem Lehrplane vom 15. Oktober 1852 eingerichteten Mittelschulen; d. die höheren Mädchenschulen. Im Uebrigen ist es für die Entscheidung darüber, ob eine Schule zur Kategorie der öffentlichen Volksschulen oder zur Kategorie der über der Stufe der obligatorischen Volksschulen stehenden Unterrichtsanstalten gehört, ohne Einfluß, welche Bezeichnung dieselbe führt, welche Art von Prüfung zum Beibringen die an denselben beschäftigten Lehrer abgelegt und welche Art von Befähigung zum Beibringen derselben erworben haben.“

Die Kommission der Telegraphen-Konferenz für das Tarifwesen und die technischen Angelegenheiten haben in den letzten Tagen mehrere Sitzungen gehalten. In der technischen Kommission sind verschiedene Vorlagen erledigt. In der Tarifkommission haben sehr lebhaft Debatten und eingehende Beratungen der Vorschläge zur Vereinfachung des jetzigen Tarif- und Abrechnungswesens stattgefunden. Inzwischen sind Abänderungen werden allgemein angestrebt, verschiedene Amendements stehen in Aussicht, um die großen Schwierigkeiten der Frage zu ebnet.

Zu den Ausweisungen russischer Polen aus Schlesien bemerkt die „Reichs. Zig.“: „Rassenhafte Leute zu vertreiben, welche seit Jahren, ja von ihrer Kindheit an in unserer Mitte sich genährt haben, geborene Preussinnen und deren Kinder ins Elend zu jagen, das sei eine Maßregel, wie sie seit Austragung der Protokolle aus Salzburg und der Schwemfeldianer aus dem Regierungsbezirk Posen nicht mehr vorgekommen sei. Sie fügt hinzu: „Wenn von den Offizieren die starke Auswanderung der Deutschen aus Westpreußen auf die polnische Einwanderung zurückgeführt wird, so ist dagegen einzuwenden, daß alle Ackerbauprovinzen eine hohe Auswanderungsziffer aufweisen; Pommern, welches nicht unter polnischer Einwanderung leidet, die höchste. Aus Pommern wandern in einem Jahre mehr Deutsche aus, als in 20 Jahren Polen in Westpreußen einwandern.“

### Schweiz.

Die Regierung hat sich veranlaßt gesehen, die Versammlungen der sog. Heilsarmee zu verbieten. Das Verbot lautet wie folgt: 1. Es wird untersagt, durch die öffentlichen Plätter, Plakate, Zettel, Ausruf, Umhüllen von Haus zu Haus zu Versammlungen einzuladen, welche von der sogenannten Heilsarmee veranstaltet werden. 2. Derartige Versammlungen dürfen weder im Freien noch in Lokalen stattfinden, welche öffentlich sind oder gewöhnlich zu öffentlichen Versammlungen

bis 1858, und in dem darauf folgenden Frühling, als auf der Ostseite des Wahsathgebirges die Vereinigte Staaten-Truppen lagerten, noch merklicher hervor. Von Seiten der Mormonen war daher Alles aufgegeben worden, an geeigneten Stellen solche Vorkehrungen zu treffen, daß mit einer geringen Zahl von Streikern einer hundertfachen Uebermacht der Eintritt in das heimathliche Thal verwehrt werden konnte.

Das Wahsathgebirge bildete also in seiner ganzen Ausdehnung eine mächtige Vormauer der Mormonen, und wo nur immer die Bodengestaltung einen Uebergang als möglich erscheinen ließ, da hatten sie, weitlich gegen Norden und Süden, kleine, ziemlich rohe Befestigungen errichtet, von welchen aus sie dann alle Zugänge vollkommen beherrschten. —

Der Schnee war aus den Thälern und Niederungen verschwunden, und immer höher nach den Bergabhängen hinauf dehnte sich die heitere grüne Farbe aus, welche die milden warmen Frühlingslüfte überall dem vom langen Winterschlaf erwachenden Erdreich, und wenn es das leblose Gestein kaum bedeckte, wie durch Zauber entlockten.

Haben doch auch die Wästen ihren Frühlingschmuck, der auf kurze Zeit den öden, beängstigenden Charakter mildert. Leider dauert dies aber nur so lange, bis die wirksamere werden Sonnenstrahlen dem Boden die Fruchtbarkeit des Winters rauben, demnachst die zarten Keime spärlich zerstreuter Gräser tödten und dörrten, und sogar den genügsamen, auf trockenem Sande gedeihenden Staubengewächsen eine kaum von der einfarbigen Wüste zu unterscheidende Farbe zu verleihen.

Es war um die Zeit des flüchtigen Frühlingschmuckes und in den späten Nachmittagsstunden eines sonnigen Tages, als seitwärts von dem zwischen dem Canyon-Creeel und dem Emigrations-Creeel gelegenen „Mountain-Paß“, in einem abgeschlossenen, kaum zugänglich erscheinenden Felsenwinkel ein kleines, mit trockenem Holz unterhaltenes und daher rauchloses Feuer brannte. Dasselbe brannte so lustig und flackerte so hell, als wenn es die Strahlen der sinkenden Sonne, die nicht mehr in den Felsenwinkel zu dringen vermochten, hätte ersehen und zugleich die beiden Männer, die vor demselben

benutzt werden. 3. Kinder unter 16 Jahren dürfen die Versammlungen nicht besuchen, Eltern und Vormünder werden hierfür verantwortlich erklärt. 4. Wer einer dieser Bestimmungen zuwiderhandelt, wird mit Ordnungsbüße bestraft. In schweren Fällen findet Ueberweisung an die Gerichte wegen Ungehorsams gegen amtliche Verfügung statt. Die Anhänger der Heilsarmee haben gegen dieses Verbot protestirt.

### Belgien.

Im Lande wächst die Unzufriedenheit ungemein. Solange das liberale Ministerium am Ruder ist, geht sein Bestreben dahin, das Staatsbudget möglichst in Balance zu bringen. Das ist ja an sich ein ganz richtiger Gedanke, aber wenn das auf Kosten der Gemeinden geschehen soll, so schreift ein solches Bestreben zu einer Folge zusammen. Der Staat wälzt die sonst von ihm geleisteten Ausgaben für Schulzwecke mehr und mehr auf die Gemeinden ab, obgleich die Mehrzahl derselben jetzt schon ganz zerrüttete finanzielle Verhältnisse haben. Kein Wunder also, wenn sie sich von allem Schulwesen möglichst zu befreien suchen. Das Ministerium sucht ihnen zu helfen — durch neue und ganz absonderliche Steuern. Königlichliche Erlasse ermächtigen die Gemeinden z. B. auf Telegraphen-Abonnements und Bureau Steuern zu legen; in Arbeiterbezirken, „per Kopf und jeden Arbeiter und Arbeiterin 3.35 Frs. als Extrasteuer zu erheben“, und da wundern sich die Liberalen, daß das Land immer noch nicht von der neuen Wera, die allen „Schulverschwendungen“ ein Ende zu machen und Steuern zu erlassen versprochen, aber nichts gehalten hat, begeistert ist!

### Frankreich.

Die Frauenrechtlerin Hubertine Aucier erklärt nachstehendes Wahlprogramm an die Frauen:

Motto: Die Emancipation des Weibes

Demmt die Freiheit des Mannes und Frauen, welche unter denselben Gesetzen stehen und dieselben Steuern bezahlen. Da sie gleich verantwortlich und steuerpflichtig, so sind alle Franzosen ohne Unterschied des Geschlechtes gleich berechtigt zur Wahrung ihrer Interessen in der menschlichen Gesellschaft, indem sie in der Gemeinde und im Staat wirken, um durch ihren Verstand und ihre Zahl die öffentliche Wohlfahrt zu sichern.

Art. 1. Alle volljährige Franzosen, Männer und Frauen, sind gleich vor dem Gesetz und streuen sich der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte.

Art. 2. Die Abstimmung durch die Männer und Frauen erfolgt das bisher auf die Männer allein beschränkte Stimmrecht.

Art. 3. Revision der Verfassung und der Gesetzgebung durch eine Versammlung, welche zu gleichen Theilen aus Frauen und Männern zusammengesetzt ist.

Art. 4. Gleiche Verantwortlichkeit der geistigen und gewerblichen Ausbildung für alle Kinder Frankreichs und gleicher Zutritt ohne Unterschied der Geschlechter zu allen öffentlichen Aemtern und Stellen.

Art. 5. Der Staat Minotaurus, welcher sich nur offenbart, um Beuten an Geld und Blut zu erheben, soll ersetzt werden durch den Staat Familienmutter, welche durch ihre umsichtige Fürsorge allen arbeitsfähigen Franzosen Sicherheit und Beschäftigung, den Kindern, Greisen, Kranken und Gebrechlichen Hilfe zu gewähren hat. Der von den Produktionsbedürfnissen in jedem Gewerbegebiet unterrichtete Staat vollzieht nach diesen Angaben die Rekrutierung für die Arbeit und wendet den Individuen nach ihren Fähigkeiten ihren Platz in der Gesellschaft an, wie er sie nach ihrer Statur in die Armeen einreißt.

Art. 6. Gleiche Schätzung der Arbeit und bei gleicher Produktion gleiche Bezahlung für beide Geschlechter.

Art. 7. Die Steuern sind nach den Mitteln jedes Einzelnen zu bemessen; die Konsumsteuern aufzuheben und die Luxussteuern zu erhöhen.

Art. 8. Ueber Krieg und Frieden, ferner über das nationale Budget haben Franzosen und Französinen abzustimmen.

Art. 9. Die Wehrpflicht ist obligatorisch für die Männer, der Wehrdienst obligatorisch für die Frauen. Die Vertheilung des Landgebietes ist den Männern anvertraut, die Pflege der Kinder, Greise, Kranken und Gebrechlichen den Frauen.

Art. 10. Das menschliche Individuum ist selbstständig. Es soll sich ungehindert der Denkfreiheit und der Freiheit in Wort und Schrift seinen Gedanken Ausdruck zu geben, erlauben.

Art. 11. Die Rechtspflege ist unentgeltlich. Die Gerichte höre und die Schwurgerichte sind aus Männern und Frauen zusammengesetzt.

Art. 12. Gleiche Vortheile für Mann und Weib. Gleichberechtigung des Gleichheitsgesetzes unserer Einrichtungen durch den Vortritt, welcher dem Nützlichen und dem Nothwendigen, das Allen dient, vor dem Angenehmen und Ueberflüssigen, das nur Einzelnen zu statten kommt, gegeben werden soll.

Wähler! Damit die Unredlichkeit in der Politik die Regeln zu sein aufhöre, muß das Recht aufhören, Willkür zu sein.

sahen und sinnend in die Bluth schauten, erfreuen und unterhalten wollen.

Nach ihrer Umgebung zu schließen, hatten die beiden einsamen Jäger schon längere Zeit an diesem Orte zugebracht. Der Boden war nämlich ringsum wie eine Tenne festgestampft, und hart an der nördlichen überhängenden Felswand war aus duffenden Lannenzweigen eine kleine Hütte errichtet worden, die, obgleich nur winzig, doch dicht und fest genug erschien, selbst den rauesten Regen- und Schneestürmen Trost zu bieten und den in ihr Lagernden einen behaglichen Schutz zu gewähren.

Dicht neben der Hütte, an einem von Pfählen und Zweigen hergestellten Gerüst hingen Waffen, wie sie im fernem Westen gebräuchlich, und außerdem ein Vorrath von gebrörrtem und frischem Wildfleisch, ein sicheres Zeichen, daß die Bewohner der Hütte, mochten sie auch sonst die trübseligsten Gründe haben, sich verborgen zu halten, am allerwenigsten gegen Noth zu kämpfen hatten.

Wie sie überhaupt in die kesselförmige Thalfenkung gelangt waren, welche schroffe und unersteigliche Felsen, bis zu hundert Fuß Höhe von allen Seiten begrenzten, ließ sich bei einem oberflächlichen Hinblick nicht errathen. Doch unterlag es keinem Zweifel, daß sie den Fleischvorrath auf einem andern Revier, als in dem kaum einige hundert Quadratrußen haltenden Kessel erbeuteten.

So klein dieses halb unterirdische Reich also war, so wunderbar schön hatte es die Natur ausgestattet; denn wohin man die Blicke auch wenden mochte, überall trafen sie auf die malerischste Zusammenstellung von riesenhaften Lannen, bemoosten grauen Felsen, abgestorbenen Baumstämmen und niedrigem, immergrünem Gestrüpp. Dazu hatte sich, in der Mitte der kleinen Fläche, in einer Vertiefung des umherdringlichen Gesteins, durch den Zufluß des geschmolzenen Schneewassers ein seichter Teich gebildet, in welchem sich die schief gewachsenen Lannen und die zerrissenen Felsblöcke als seien sie wer weiß wie gefallsüchtig, gar anmuthig spiegelten.

Daß die vor dem Feuer sitzenden Bewohner dieses wunderlichen Nestes nicht blind für Naturschönheiten

Wenn Ihr wirklich müde seid, Euere Befehle verlannt zu sehen, wenn Ihr wollt, daß die neue Legislatur in der Geschichte des Fortschritts Epoche mache, so zwingt dieses Programm den Kandidaten auf; die menschliche Gleichheit, nach dem es strebt, ist der Zweck der Republik; denn Republik und Gerechtigkeit müssen gleichbedeutend sein.

Das sozialistische Komitee, welches für die Frauenrechte sich stellt für die bevorstehenden Wahlen eine Anzahl Kandidatinnen auf. An ihrer Spitze figurirt Louise Michel, dann folgen die eben genannte Subertine Auclerc, die Journalistin Marie Derainnes, welche in der Dife durch ihr Vermögen und ihr dortiges Blatt eine nicht unbedeutende Rolle spielt; die bekannte Paula Mind, dann Leonie Konyade, Frau Clovis Hugues, Sevérine, die Freundin Jules Vallés u. A. Die Besteren, welche jetzt den „Cri du peuple“ leitet, erklärt in einem öffentlichen Schreiben, sie nehme die Kandidatur nicht an; sie sei allzu sehr Frau und ihr Platz sei nicht auf dem Schlachtfeld, sondern in den Ambulanzen.

### Großbritannien.

Aus Irland werden neue Agrarverbrechen gemeldet, besonders sind in der Grafschaft Clare nützliche Ausschreitungen begangen von Banden bewaffneter Männer, im Zunehmen. In der Nacht am Mittwoch wurden die Wohnungen von vier Pächtern in Cappabeg, unweit Borefield, erbrochen und die Pächter durchgeprügelt, weil sie angeblich Gutsherrn Auskunft ertheilt hätten. Auch wurden mehrere Schiffe abgefeuert. Ein Mann in derselben Nachbarschaft empfangen einen Drohbrief, unterzeichnet „Kapitän Mondschcin.“ Verkümmelungen von Pferden und Kindern, begangen aus Rache gegen mißliebige Pächter, sind ebenfalls wieder an der Tagesordnung.

### Egypten.

Ueber das Leichenbegängniß des Mahdi werden arabischen Blättern aus Suakin folgende interessante Einzelheiten gemeldet: Gleich nach dem Hinscheiden Mohamed Kameb's trat der neue Khalif Abdullah zur Leiche hin, nahm ihr den Siegel ab und zerbrach ihn. Berittene Herolde durchzogen dann das Lager von Omdurman und die Straßen von Khartum und verkündeten laut, daß der Mahdi zum Propheten im Paradiese eingegangen sei und dessen Neffe Abdullah die Regierung übernommen habe. Von allen Seiten strömten die Gläubigen hin zum Felde, in dem der Todte lag, und warfen sich vor demselben jammern und heulend auf den Boden nieder. Unter dem Wehklagen befanden sich auch die zahlreichen Frauen des Mahdi mit deren Kindern, denen der Eintritt in das Feld, in dem der neue Khalif eben die Papiere und die Schätze des Verstorbenen übernahm, verboten war. Daraus wurden sieben Personen, Emire, Scheichs und Demische bestimmt, welche sich mit der Leiche beschäftigen sollten; dieselben mußten jedoch vorher ein Reinigungsbad im Nil nehmen. Und als sich dann die Leichenhüllen öffneten, da begann unter dem Donner der Geschüsse das Leichenbegängniß. Zwölf Personen, die nach je dreißig Schritt durch andere abgelöst wurden, trugen die Leiche durch das Lager, wo die Truppen Spalier bildeten und Salven gaben, hinab zu dem eine halbe Stunde entfernten Weissen Nil, um sie dort zu waschen. Hinter der Leiche schritten die beiden Söhne des Mahdi und vertheilten Almosen. Daraus kamen sechzig Emire, alle beritten und mit gezückten Schwertern, in deren Mitte der neue Khalif seinen herrlichen Krader ritt. Abdullah trug an diesem Tage weiße Kleider und über denselben einen golddurchwirkten, grünseidenen Mantel, während sein Haupt mit einem roten Turban geschmückt war. „Lang lebe der Khalif!“ rief nun stürmisch die Menge. Daraus folgten sechs mit Speise und Trank beladene Kameele, deren Last an die Armen vertheilt wurde. Nachdem man nun die Leiche gewaschen hatte, wurde dieselbe in den Turban des Verstorbenen eingehüllt und wieder nach dem Felde zurückgetragen und hier beigesetzt. Das Feld wurde sogleich, damit es nicht profanirt werde, in Brand gesteckt. Später wird sich auf dessen Stelle ein Turbeh (Mausoleum) erheben.

### Lokales.

2. Die Grundsätze der Schnapspolitik nach unten sind bei uns bekanntlich die entgegengesetzten wie die der Schnapspolitik nach oben. Während man den Schnapsbrennern für ihre Produkte Steuer-Vergütungen bei der Ausfuhr gewährt und ihre Fabrikation auf jede Weise zu fördern sucht, möchte man andererseits den Konsum mit allen Mitteln bekämpfen und womöglich den Detailverkauf nur noch in der Apotheke gestattet. Gensdarmen und Polizisten sind denn auch auf die Ausrottung solcher kleinen Schnäpse, natürlich innerhalb der gesetzlichen Grenzen, streng bedacht. Hatten da am letzten Sonntag mehrere Arbeiter eine Partie nach dem benachbarten Friedrichsfelde unternommen, incipien dort Natur in dem schönen Park und wollten eben den Einfluß der herrlichen Temperatur etwas mildern durch den Genuß eines Glills, den einer von ihnen in einer Flasche mitgenommen hatte, so der er auch ein Gläschen bei sich führte. Aber wo in Berlin und seiner Umgebung heutzutage drei Arbeiter zusammen sind, da ist sicher ein Polizist oder Gensdarm nicht weit, und

waren, dafür erhielt man die sprechendsten Beweise, wenn man in die nach der Südseite zu offen gelassene Hütte hineinblickte und dort eine aufgeschlagene Zeichenmappe gewahrte, auf welcher eine mit Rüstlerhand sauber ausgeführte, aber noch nicht ganz beendigte Bleistiftskizze der Hütte mit der nächsten Umgebung hingelegt worden war.

Wer von den beiden Männern der Künstler war, errieth man auf den ersten Blick, trotzdem beide in ihrer hinterwäldlerischen Bekleidung kaum eine Verschiedenheit zeigten. Denn während in der Physiognomie des einen tieferer Ernst und eine gewisse militärische Entschlossenheit zu Tage trat, schaute der andere so led und sorglos in die Welt hinein, wie eben nur ein mit einem glücklichen Temperament begabter Künstler vermag, der sich überall zu Hause fühlt, wo er für Geist und Hand Beschäftigung findet, und der es mit zu den höchsten Genüssen des Lebens rechnet, aus einer romantischen Naturumgebung immer neue Eindrücke zu gewinnen, welche, tief und nachhaltig, dereinst nur mit seinem Leben von ihm scheiden.

Wären nun eine „Hand“ von der Bemannung des Leoparden und ein Kunsthändler von New-York urplötzlich vor die beiden Gefährten hinterlegt worden, so würden sie in denselben, trotz der Bekleidung und trotz der übermäßig langen Barie und der weitergerissenen Gesichtszüge, den Lieutenant Weatherton und seinen Freund Fall sogleich wiedererkannt und als alte gute Freunde begrüßt haben.

Ja, die beiden Männer, welche vor fünf Monaten erst in New-York durch einen wunderbaren Zufall zusammengeführt worden waren, sahen jetzt als unzertrennliche Gefährten mitten im Wahrsatthgebirge, umgeben von doppelten Gefahren.

Auf der einen Seite nämlich die Normonen, von denen sie leicht als Spione betrachtet und gefänglich eingeschlossen werden konnten, auf der anderen Seite die amerikanische Armee mit hochgestellten Offizieren, in deren Macht es lag, Weatherton die abenteuerlichen Fahrten zu verbieten, die wie so oft große Folgen aus kleinen Ursachen entspringen, leicht zu einem verfrühten blutigen Zusammenstoß der ein-

zwischen Lipp' und Kelschstrand schritt der grünuniformirte Beamte ein, indem er dem Betreffenden das Auswärtigen von Schnaps innerhalb des Parks untersagte, auch den Attentäter wegen Gewerbe-Konvention notirte und zur Anzeige zu bringen verpönte. — Der Park in Friedrichsfelde ist Privatbesitz und inwieweit der Gensdarm beauftragt ist, das Hausrecht in Vertretung des Eigentümers zu wahren, darüber hat er sich in keiner Weise legitimirt. Daß aber zum gemeinsamen Konsum einer Flasche Schnaps der zeitige Inhaber derselben eine Schankkonzession nöthig habe, das geht doch noch über den Schnapsverkauf in der Apotheke. Ober herrscht vielleicht im Park zu Friedrichsfelde auch noch ein Ausnahme-Gewerbe-Gesetz?

Die Markthallen. Am 1. Dezember sollen die jetzt im Bau begriffenen Markthallen eröffnet werden und es wird mit aller Macht nach erzwungener langer Pause gearbeitet, um den vom Magistrat festgesetzten Termin inne halten zu können. Wir nähern uns somit einer der einschneidendsten Veränderungen, welche Berlin seit einigen Jahrzehnten durchgemacht. Der Umstand, daß unsere Zentralhalle sich in direktem Anschluß an die die Stadt durchschneidende Bahn befindet, an ein Mittelglied aller in Berlin einmündenden Bahnen, giebt uns einen Vortheil, den Paris und London nicht besitzen. Konnte doch selbst Napoleon III. diese Verbindung nicht durchsetzen. Es wird daher interessant sein, an der Hand eines Vortrages, den Herr Stadtsyndikus Ebertz kürzlich gehalten, zunächst einige orientirende Worte zu sagen. Die große Zentralmarkthalle in der Neuen Friedrichstraße lehnt sich an den Stadtbahnviadukt beim Bahnhof Alexanderplatz, also in unmittelbarer Nähe des Sedan-Panoramass an. Sieben Viaduktbogen der Stadtbahn, jeder mit einer Bodenfläche von 180—200 Quadratmeter, bilden so zu sagen den Kst, an welchen die Halle ansetzt. Hier hat man nun den eigentlichen Bahnkörper erweitert. Es ist ein Anbau geschaffen worden, der die direkte Anfuhr der Marktgüter in die Markthalle gestattet. Dieser Anbau ist allein 800 Meter lang und stellt den eigentlichen Markthallen-Bahnhof dar, auf welchem die in der Nacht einlaufendenzüge ihren Rangirbetrieb vornehmen. Für den Betrieb sind zunächst nur die Nachtstunden zwischen Mitternacht und 4 1/2 Uhr Morgens vorgesehen; als Maximalleistung zwei Züge von je 60 Wägen; auf die Achse, mäßig gerechnet, nur 50 Tonnent Last angenommen, macht ein Maximum von 3000 Tonnern. Bis dieser komplizierte, auf wenige Stunden konzentrierte Betrieb — hier lag der Angriffspunkt sehr beachtenswerther Gegner des Eisenbahnanschlusses — sicher, exact und allen Interessen entsprechend arbeiten wird, kann möglicher Weise einige Zeit vergehen. Aber: „Wo ein Wille ist, wird sich auch die Art der Ausführung finden.“ Ist die Anlage vorhanden und in Betrieb gesetzt, so wird sie mit elementarer Macht, d. h. mit der Macht des in sich Berechtigten und Nothwendigen, welchem allein sie ihre Entstehung verdankt, alle Hindernisse besiegen. An diese Eisenbahnanlage schließt sich in einem regelmäßigen Parallelogramm auf etwa 8000 Quadratmeter Fläche die eigentliche Markthalle an. Sie wird zwei Stockwerke haben; das obere wird indessen nur von den Umfassungswänden und in seinem etwa sechs Meter breiten Mittelgange horizontale Fläche bieten, aber sonst offen sein, so daß die etwa 25 Meter hohe Halle sehr luftig sein wird. Die obere Etage wird in gleicher Höhe mit dem Bahnhof liegen. Die Perrons werden für die Handhabung des Auslandes so bequem als irgend möglich eingerichtet sein; ausgeladenes Gut geht auf kleinen Wagen. Diese werden auf Verstellwagen gestellt und gleiten so herunter in den zu ebener Erde belegenen Markt und die Gewölbe des Nordbahn-Viadukts. Natürlich wird diese Markthalle nicht die einzige in Berlin sein. Vielmehr werden nach und nach in den einzelnen Stadttheilen ähnliche gebaut werden, daß sie im Stande sein werden, den etwa 13 000 Händlern, welche jetzt, je nach den Markttagen, von Markt zu Markt ziehen, Unterkunft zu gewähren. Drei größere Markthallen, welche bestimmt sind den Verkehr der Märkte des Donnersplatzes, des Gendarmenmarktes und mehrerer kleiner Wochenmärkte aufzunehmen, befinden sich nahe der Bollensund, in der innern Friedrichstadt; zwei andere Hallen im Norden und auf dem Magdeburger Platz sind in bestimmte Aussicht genommen; etwa noch fünf andere Hallen werden nachfolgen. In spätestens zwei Jahren also wird das Markthallensystem zu einem vorläufigen Abschluß gelangt sein. Alle jene Hallen werden indessen nur mehr oder minder dem Detailverkehr dienen. Der Schwerpunkt des Markthallenverkehrs, der Großhandel und die Untertheilung von Großverehr in den Kleinverehr, die wirtschaftliche Ansammlung, ferner Regulirung wird für die meisten Konsumgegenstände in der Zentralmarkthalle erfolgen. Die Physiologie im Verkehr ähnelt derjenigen der Zirkulation im menschlichen Körper. Sie strebt dem Mittelpunkt zu und entleert ihm auch wieder. Neben der Regulirung des bisherigen Marktverkehrs aber wird die neue Markthalle auch die rationelle Einführung in Berlin bisher so gut wie gar nicht verbrauchter Genußmittel ermöglichen. Dabin gehört vor Allem der Seefisch, und es werden ganz außerordentliche Anstrengungen gemacht, um ihn, der bisher nur eine Delikatesse war, zu einem

ander gegenüber stehenden erbitterten Streiter führen konnten.

Sie hatten also doppelten Grund, sich verborgen zu halten, und war ihnen dies bis jetzt auch so vollkommen gelungen, daß sie sich nicht nur schon ganz an ihre Lage gewöhnt, sondern auch allmählig die Besorgnisse, welche sie Anfangs hegten, verloren hatten und mit einer gewissen behaglichen Ruhe in den Lag hinein lebten.

Sechs Wochen waren ihnen also in dieser Weise vergangen; sechs Wochen, in welchen sie den bösen Schneefürmen, die gewöhnlich den Uebergang des Winters zum Frühling bezeichnen, trotz geboten, sechs Wochen, in welchen sie von allem Verkehr mit der äußeren Welt abgeschnitten gewesen und andere Menschen höchstens aus der Ferne von sicheren Verstecken aus beobachtet hatten.

Sie befanden sich tief genug im Gebirge, um der Jagd nach Herzenslust obliegen zu können, während ihre Pferde in einer nahen Sackflucht, die kaum jemals ein Weisger betreten haben mochte, untergebracht worden waren. Da ferner ringsum die unzugänglichsten Gebirgswildnisse sie umgaben, durch welche sie, Dank ihren Führern, auf selbst den Normonen noch unbekanntem Wildpfaden gewandert waren, der Raal ihrer Blicken eben so wenig den von den Normonen besetzten Engpaß, wie das noch weiter entfernte Lager der Vereinigte Staaten-Armee erreichte, so war das Gefühl der Sicherheit, welchem sie sich hingaben, gerechtfertigt, und lange noch hätten sie dort zubringen können, ohne in ihrem Einsiedlerleben gestört zu werden, sogar auch dann, wenn auf allen Seiten die wilde Kriegsfackel entzündet worden wäre.

Die Strahlen der Sonne drangen also nicht mehr in den anmuthig geschmückten Felsenkeßel hinein, und sehr bald machte sich daher in demselben die dem Gestein entströmende feuchte, winterliche Kälte fühlbar. Weatherton schürte mechanisch mit einem dünnen Holzsplitter zwischen den Kohlen, und hielt denselben, sobald er Feuer gefangen hatte, wie eine brennende Kerze in beiden Händen, aufmerksam die kleine Flamme betrachtend, die sich allmählig seinen Fingern näherte.

„Gerade sechs Wochen leben wir nun schon in unserem

billigen Volksmahrungsmittel zu machen. In unserer Zeit ist Arbeitstheilung und Feiertagsparnis so viel als — Alles. Wo gilt dies mehr als bei der Hochseefischerei und ihrer Zubereitung für alle Hebelthigen. Wie kaum sonst ein Objekt menschlichen Verbrauches, sind Fische ein verderblicher Gegenstand. Ihr Verth hängt an Stunden und jede gemonnene Stunde erhöht, jede verlorene Stunde vermindert den Gewinn des Fischers. Aus diesem Grunde werden jetzt, geküßt auf die eingehendsten Untersuchungen, mit der zuständigen Eisenbahnstelle Beratungen über den Transport von Seefischen gepflogen. Desgleichen wird über Maßnahmen berathen, um den schleunigsten Abfah der eintreffenden Sendungen zu bewirken und zwar durch zuverlässige Marktmaster, die dem Fischer auch einen lohnenden Erwerb garantiren. Soweit vielleicht einige Grundlinien des werdenden Verkehrs. An Stelle des engen, mit allen möglichen Unsicherheiten, Verletzungen und Nebenkosten behafteten veralteten Wochenmarktes tritt der den Erfordernissen modernen Handelsverkehrs angepasste, alle zeitgemäßen Verkehrsmittel sorgfältig ausnützende, zweckmäßig organisirte Zentralmarkt, welcher durch Veredebahn und Elektrizität mit allen Detailmärkten und sonstigen Abnehmern innerhalb und außerhalb der Stadt in enger, rascher und unausführlicher Verbindung ist. Im Interesse des städtischen Steuerfiskus wäre es wohl zu wünschen, daß sich die optimistischen Anschauungen des Herrn Stadtsyndikus Ebertz auch thatsächlich verwirklichen möchten.

r. Die baulichen Veränderungen, welche sonst während der Ferien in den Schulgebäuden ausgeführt zu werden pflegen, sind in diesem Jahre, wahrscheinlich infolge des Maurerstreiks, mehrfach nicht zu Ende gekommen, so daß daran noch gegenwärtig gearbeitet werden muß, wodurch für den Unterricht oft recht unangenehme Störungen erwachsen. Namentlich ist dies der Fall im Leibnizgymnasium und in der Viktoriaschule, wo in jener die Heizungsanlage einer umfassenden Reparatur unterworfen, in dieser der Anschluß an die Kanalisation bewirkt wird. Die Störungen beim Unterricht sind oft erheblicher Natur und von unfreiwilliger Komik. In der Pflanzenkunde fordert der Lehrer die Schüler einer oberen Klasse auf: „Nun suchen Sie mal mit der Lupe den Fruchtknoten.“ „Der Keil ist wieder nirgends zu finden,“ schimpft in diesem Moment unter dem offenen Fenster der Polier auf einen abwesenden Arbeiter zum großen Gaudium der jugendlichen Botaniker. — „Hübsch grade sitzen Eischen!“ ermahnt die Lehrerin. Draußen im Korridor aber schallt es wie zur Antwort: „Sehen Sie denn nicht, daß der Ausguß schief sitzt? wie kann einem so alten Gesellen wie Ihnen denn noch so etwas passieren!“ — Man kann sich denken, wie sehr Lehrer und Lehrerinnen die Beendigung dieses unheillichen Zustandes wünschen.

i. Das Joachimthal'sche Gymnasium ist während der jetzigen großen Ferien mit einer sehr zweckmäßigen neuen Einrichtung gegen Feuergefahr versehen worden. Auf sämtlichen Korridoren sind nämlich je zwei große Wasserlösche angebracht worden, die mittelst einer besonderen Vorrichtung mit den Wasserleitungsrohren in Verbindung gesetzt sind. Die Schläuche hängen hinter leicht zu öffnenden Kästen, so daß in der denkbar kürzesten Zeit das ganze Gebäude im Falle einer Feuersbrunst mit Wasser überflutet werden kann. Im Ganzen sind 15 solcher Schläuche angebracht worden. Das Motiv zu der neuen Einrichtung war der Umstand, daß das isolirt dastehende werthvolle Institut nur schwer von der Feuerwehr erreichbar ist, auch nicht genügend Wasserquellen in der Nähe sind, so daß das Vorbereitungsmerk zu den Lösungsarbeiten eine viel zu lange Zeit in Anspruch nehmen würde; obwohl die Anstalt ja von jeher mit eigenen Feuer- und Lösungsgeräthschaften versehen war, so ist doch diese Neu-Einrichtung für die Sicherheit des Gebäudes von der größten Bedeutung.

th. Oben oder unten? Da die Berliner Omnibus-Aktiengesellschaft auf ihren Fahrzeugen auch „Deckpassagiere“ befördert, so tritt an die zahlstüchtige Männerwelt — die Frauen sind diesmal ausgeschlossen, da sie auch hier kein Wahlrecht haben, wodurch ihnen allerdings auch die Dual der Wahl erspart bleibt — die im Begriffe steht, sich dem fahrenden Ungethüm, Omnibus genannt, anzuvertrauen, die schwerwiegende Frage zur Entscheidung heran. „Oben oder unten?“ Die stillschweigende Parole lautet in den weitaus meisten Fällen: „Alle Mann auf Deck!“ nicht etwa, weil man von der Ansicht ausgeht, daß aller Segen von „oben“ komme, sondern die Gründe dafür, weshalb man sich so hoch versteigt, sind wesentlich andere. Anerkanntermaßen ist es ein sehr zweifelhaftes Vergnügen, in einem derartigen Marterlasten durch die Stadt zu „gondeln“. Wenn aber schon einmal das Opfer gebracht werden muß, so wählt Jeder gern von zwei Uebeln das kleinere und versüßt sich nach „oben“, wenn es die Witterung nur einigermaßen gestattet, um wenigstens rauchen oder nach Herzenslust frische Luft schöpfen zu können, Annehmlichkeiten, die man „unten“ nicht genießen kann, wo man außerdem noch das Ungemüthliche einer steifelementen Gesellschaft mit in den Kauf nehmen muß. In vielen Fällen mag ja auch für die „obere“ Wahl die Höhe des Fahrpreises, welcher der Höhe des Sitzes

Gefängniß“ unterbrach er die schon wenigstens zehn Minuten dauernde Stille, „ja, gerade sechs Wochen, und wir sind noch immer so klug, wie an dem Tage, an welchem wir zum ersten Mal dieses Feuer hier anzündeten.“

„Geduld, Geduld,“ versetzte Fall mit seiner unverwundlich guten Laune; „unsere waderen Freunde werden zur rechten Zeit bei uns eintreffen, denn wie sie sich auf ihr Handwerk verstehen, haben sie schon allein dadurch bewiesen, daß sie uns an einen Ort führten, von dem man behaupten könnte, er läge auf dem Monde, so ungestört sind wir während der ganzen Zeit geblieben. In der That merkwürdig, es scheint auf dem nordamerikanischen Kontinent keinen Punkt zu geben, welchen die Delawaren-Jäger nicht wenigstens einmal in ihrem Leben besuchten, keine Landstrecke, auf welcher sie sich nicht eben so leicht zurecht zu finden wüßten, wie auf ihren heimathlichen Jagdgründen am Arkansas. Die Sucht nach Abenteuer ist ihnen angeboren, denn irre ich nicht, so leisteten sie uns ihre Dienste eben so sehr aus Lust zur Sache, wie des zugesicherten Lohnes halber.“

Weatherton nickte; seine Gedanken waren mit anderen Dingen beschäftigt, als mit Indianern.

„Wo der Leopard jetzt wohl kreuzen mag,“ fragte er plötzlich, wie aus einem Traume erwachend.

„Hoho!“ erwiderte Fall laut auslachend, „es geht Euch wohl wie Jim Raft, der am Heimweg nach den blauen Wassern des Ozeans leidet?“

„Das Meer ist allerdings mein Element, und wird es auch bis zu meinem Lebensende bleiben,“ entgegnete Weatherton, indem er sich zwang, in des Freundes Fröhlichkeit einzustimmen, „doch würde es unehrlich von mir sein, wollte ich behaupten, daß ich mich in diesem Augenblick an Bord des Leoparden zurücksehnte. Meine Aeußerung entsprang aus ganz anderen Gefühlen; ich gedachte der letzten Tage, die ich auf dem braven Schiff zugebracht habe.“

Ihr gedachtet des schönen Normonenmädchens, auf dessen erste Bekanntschaft ich neugieriger bin, als auf die ewige Seligkeit, und ferner fragtet Ihr Euch, ob der von Euch gethane Schritt nicht voreilig gewesen,“ fügte Fall mit glücklich sorglosm Ausdruck hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

entsprechend niedriger ist, als „unten“, ausschlaggebend sein, doch kommt dieser Gesichtspunkt nur für die „ganze“ Strecke in Betracht, da sich für „Theilstrecken“ der Preis „oben“ und „unten“ gleichstellt. Man sollte nun meinen, daß sich aus dieser Gleichwertigkeit auch eine Gleichheit der Plätze ergeben müßte, d. h. daß es vollständig gleich sein müßte, ob man „oben“ oder „unten“ fährt. Dies ist nun aber durchaus nicht der Fall. Wie häufig kommt es vor, daß jemand, der einen Omnibus benutzen will, zu seinem größten Leidwesen „oben“ alle Plätze besetzt findet. Um nun nicht die Fahrgelegenheit zu versäumen und auf den nächsten Omnibus zu warten, wo ihm vielleicht ein gleiches Schicksal bevorsteht, steigt er in das Innere des Wagens, in der Absicht, sobald „oben“ ein Platz frei wird, denselben sofort mit seinem unfreiwilligen Platz „unten“ zu vertauschen und ist neugierig überzeugt, dadurch auch eine Pflicht der Galanterie zu erfüllen, indem er ja durch seinen Tausch einer Dame mehr Gelegenheit giebt, den Wagen zu benutzen, die Aktiengesellschaft also keinerlei Einbuße durch einen derartigen Platzwechsel erleidet. Die brennende Zigarre, aus welcher vor dem Einsteigen noch einige kräftige Hüge gethan worden sind, um sie vor dem Auslösen zu bewahren, da „unten“ das Rauchen verboten ist, dampft in einer Weise fort, daß die Mitfahrenden in derselben Weise belästigt werden, als wenn tatsächlich geraucht würde. Das peinliche dieser Situation fühlend, sßt der Betreffende unruhig wie auf Kohlen, es pridet in allen Adern und sehnlichst harrt er auf den Moment seiner Erlösung. Da endlich erscheinen die unteren Extremitäten eines „Deckpassagiers“ auf der Leiter, „oben“ wird ein Platz frei und schleunigst schiebt der Unglückliche sich an, den lustigen Platz „oben“ mit seiner Persönlichkeit auszufüllen. Doch kaum gedacht, wird der Luft ein „End“ gemacht! Seiner Instruktion gemäß erklärt ihm der Kondukteur, daß, wenn er den Platz wechselt, er noch einmal bezahlen müsse. Alle Einwendungen helfen nichts, der Kondukteur bleibt dabei, es sei so Vorschrift und nichts dagegen zu machen und wohl oder übel, falls er nicht noch einmal bezahlen will, muß der Passagier zurück in den Kartierkasten, dem er sich schon entronnen glaubte. Eine solche „Vorschrift“ muß entschieden befremden und kann nur eine Erklärung in dem Uffensystem finden, daß die Omnibus-Aktien-Gesellschaft noch immer im Gebrauch hat und welches darin besteht, daß auf den Kontroll-Übren das Auf- und Absteigen jeder Person, „oben“ wie „unten“ markirt werden muß. In dem Augenblick, wo der Passagier von „oben“ den Wagen verläßt, wird er als abgestiegen markirt. Nimmt nun der Passagier von „unten“ dessen Platz ein, so muß derselbe, wenn es „sitzen“ soll, „unten“ als „abgestiegen“ und „oben“ als „aufgestiegen“ markirt werden. Es ergibt sich hieraus naturgemäß ein Plus, das nur durch nachträgliche Entziehung des Fahrpreises gedeckt werden kann. Es zeigt sich hieran wiederum das Unzeitgemäße des jetzigen Systems und es ist nicht recht einzusehen, weshalb sich die Omnibus-Direktion so hartnäckig gegen die Einführung des Billetsystems sträubt, wie es bei den Pferdebusen mit gutem Erfolge gehandhabt wird.

Die königliche Polizeidirektion in Potsdam erläßt folgende Bekanntmachung: Noch immer machen Dienstverhältnisse dadurch sich strafbar, daß sie es unterlassen, der Polizeidirektion über etwa eingetretene Schwangerschaft eines Dienstboten auf Grund der Vorschriften der Gesindeordnung Anzeige zu erstatten. Ich bringe deshalb in nachstehendem die seitens der ehemaligen königlichen Regierung, Abtheilung des Innern, hier selbst unter dem 2. Dezember 1861 erlassene Polizeiverordnung (abgedruckt im Amtsblatt, Jahrgang 1861, S. 382) in Erinnerung. Die §§ 117 und 133 der Gesindeordnung vom 8. November 1810 (Ges. S. 1810, S. 102) bestimmen: § 117. Wenn ein Gesinde weiblichen Geschlechts schwanger wird, in welchem Falle jedoch der Obrigkeit Anzeige geschehen und die wirkliche Entlassung nicht eher, als bis von dieser die geeigneten Anstalten zur Verhütung alles Unglücks getroffen worden, erfolgen muß. Die mit den vielfachen Zuwiderhandlungen gegen diese Bestimmung verbundenen Mißbräuche veranlassen uns, auf Grund der uns durch die §§ 5 und 11 des Gesetzes über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 übertragenen Befugnisse, hiermit für den Umfang des Regierungsbezirks Potsdam folgendes anzuordnen: § 1. Die Dienstverhältnisse, welche schwangere Gesinde ohne die in § 133 der Gesindeordnung vom 8. November 1810 vorgeschriebene vorgängige Anzeige des Schwangerschaftsfall oder ohne die in Folge dessen zu treffenden Anordnungen der Ortspolizeibehörde abzuwarten, aus dem Dienste weisen, sind mit einer Polizeistrafe von einem bis zehn Thaler zu belegen, an deren Stelle nach § 18 der Verordnung vom 11. März 1850 verhältnismäßige Gefängnisstrafe substituiert werden kann. § 2. Als Beweismittel für die geschehene Anmeldung haben die Ortspolizei-Behörden nach der ihnen diesbezüglich besonders erteilten Instruktion, den Dienstverhältnissen sofort eine Bescheinigung zu erteilen.

Die Zahl der Hunde in Berlin vergrößert sich mit jedem Jahre, und wenn man nach den Ertragslisten der Hundsteuer berechnet, daß gegenwärtig 34 000 Hunde hier existieren, so daß immer der 35. Mensch einen Hund besitzt, so könnte man über diesen Segen fast erschrecken, wenn nicht eben diese vierfüßigen Hausgenossen des Menschen für unsere städtischen Finanzen eine ganz bedeutende Rolle spielten. Die Ertragsliste der Hundsteuer beziffern sich im vergangenen Jahre auf 381 000 M. Unter der oben angeführten Hundeschaar befinden sich 2935, welche das Privilegium der Steuerfreiheit besitzen und zwar 1695 Rettenhunde, 1092 Biehhunde, welche im Schmelze ihres Angesichts ihr Brod essen müssen, sodann 53 Hunde, welche taubstummen und zugleich mittellosen Eigenthümern angehören, 39 Treiberhunde und 56 Hunde im Besitze des Personals der auswärtigen Gesandtschaften.

Von einer seltenen Geistesgegenwart eines jungen Mädchens gelegentlich einer ihr zugesagten schweren Verletzung, welche bereits von dem Polizeibericht erwähnt worden ist, erfahren wir folgendes: Die in der Korsettfabrik von Neubauer in der Wallstr. 11 beschäftigte unverheiratete 19jährige Hoffmann arbeitete am 14. d. M. an einer mit Gaskraft getriebenen Nähmaschine, als ein langer Stahlstab sich in das Getriebe verwickelte. Um denselben herauszuziehen, wickelte sie sich den Draht um den Beigefinger der linken Hand oder hatte ihn um denselben gelegt, als sie plötzlich einen Ruck verspürte und Blut sah. In der Meinung, daß sie sich die Hand leicht verletzt habe, ging die H. ruhig nach der Wasserleitung und spülte sich die Hand ab. Eine Arbeiterin sah zufällig auf die Hand und schrie entsetzt: „Fräulein Hoffmann, Ihnen fehlt ja ein Finger!“ Jetzt erst sah sie das Fehlen desselben; der Finger lag auch unter der Maschine. Nicht im Geringsten ergriffen, umwickelte die H. zunächst die Hand und sagte: „Na, das ist noch nicht das Schlimmste, wenn ich nur die Hand behalte.“ Ein schnell von dem Fabrikherrn herbeigerufener Arzt legte einen regelrechten Verband an. Nachdem die H. noch am Abend desselben Tages mit ihrem Bräutigam aufgenommen worden war, stellte sich 24 Stunden nach dem Unfall ein heftiges Wundfieber ein, welches die Ueberführung der H. nach dem Elisabeth-Krankenhaus notwendig machte.

B. Die vorsichtig anständige Damen des Abends auf der Straße sein müssen, zeigte sich vorgestern Abend wieder einmal in der Auguststraße. Während der Ehemann sich in einem Zigarren-Laden begeben hatte, wurde seine draußen auf dem Trottoir wartende Frau von einem Müßiggänger angesprochen, der ihr seine Begleitung aufjudringen suchte. Auf die entsetzte Entgegnung der Dame, „ich werde gleich meinen Mann rufen, machen Sie, daß Sie fortkommen“, erhielt sie von dem rohen Patron eine schallende Ohrfeige, worauf derselbe sich mit den Worten „Na, denn nicht“ schleunigst aus dem Staube machte.

**Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse.** Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamtes sind in der Zeit vom 2. August bis 8. August cr. von je 1000 Lebenden auf's Jahr berechnet als gestorben gemeldet: in Berlin 28,2, in Breslau 28,7, in Königsberg 26,1, in Köln 34,6, in Frankfurt a. M. 19,0, in Hannover 25,5, in Kassel 18,7, in Magdeburg 35,8, in Stettin 36,2, in Altona 32,2, in Stralsburg 27,2, in Reg. 23,8, in München 38,6, in Nürnberg 30,1, in Augsburg 38,8, in Dresden 28,0, in Leipzig 21,8, in Stuttgart 15,5, in Karlsruhe 12,5, in Braunschweig 28,1, in Hamburg 24,7, in Wien 25,0, in Budapest 31,6, in Prag 31,9, in Triest —, in Kralau 37,5, in Basel 18,8, in Brüssel 21,9, in Amsterdam 17,6, in Paris 20,5, in London 21,9, in Glasgow 21,3, in Liverpool 24,8, in Dublin 19,7, in Edinburgh 14,9, in Kopenhagen 20,2, in Stockholm 18,6, in Christiania 22,3, in Petersburg 27,5, in Warschau 43,5, in Odessa 42,3, in Rom 24,5, in Turin —, in Bukarest 25,7, in Madrid —, in Alexandrien 44,7. Ferner in der Zeit vom 5. Juli bis 12. Juli cr.: in New-York 34,6, in Philadelphia 29,7, in Baltimore 27,0, in San Francisco 24,5, in Raskuta 18,0, in Bombay 28,5, in Madras —. Der Gesundheitszustand in Berlin zeigte in der Berichtswoche eine weitere Wendung zum Besseren. In Folge der meist kühlen Temperatur der Luft, die in der Berichtswoche vorherrschte, haben Darmkatarrhe und Brechdurchfälle der Kinder einen weiteren Rückgang erfahren, und namentlich letztere nur noch 149 (gegen 189 der Vorwoche) Todesfälle hervorgerufen, von denen 138 auf Kinder unter 1 Jahr entfielen. Fast in allen Stadttheilen ist ein Nachlass der Sterblichkeit an diesen Krankheitsgruppen ersichtlich, nur in der jenseitigen Luisenstadt und im Stralauer Viertel blieb sie eine größere. Ruhfälle haben gleichfalls abgenommen. Die Zahl der neuen Erkrankungen an Malaria zeigte keine wesentliche Veränderung. Scharlachfieber dagegen rief mehr, Diphtherie etwas weniger Erkrankungen als in der Vorwoche hervor. Eine mäßige Steigerung der neuen Erkrankungen zeigten typhöse Fieber, die von 37 der Vorwoche auf 43 stiegen. Erkrankungen an Wechselfiebern und an rosenartigen Entzündungen des Zellgewebes der Haut wurden seltener, an Rindbettfieber etwas häufiger beobachtet. Erkrankungen an Keuchhusten, sowie an akuten Bronchien der Athmungsorgane gelangten etwas zahlreicher, an rheumatischen Beschwerden der Muskeln, sowie an akutem Gelenkrheumatismus etwas seltener zur ärztlichen Behandlung.

**Polizeibericht.** Am 16. d. M. Abends nahm die Tochter des Kammachers Kluge, Kasanienallee No. 34 wohnhaft, statt doppelsohlensaurer Matrons in Folge Verwechslung Schweinefutter Grün ein. Trotz der sofort ärztlichersits angewendeten Gegenmittel verstarb das Mädchen an den Folgen der Vergiftung noch in derselben Nacht. Am 17. d. M. erlöschte sich ein Mann in seiner in der Weberstraße belegenen Wohnung mittelst eines mit gekautem Blei geladenen Terzerols. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshause geschafft. — An demselben Tage Nachmittags wurde im Luisenstädtischen Kanal, an der Königinbrücke, die Leiche eines neugeborenen Kindes aufgefunden und ebenfalls nach dem Obduktionshause geschafft. — Einige Stunden später wurde dem mit der Revision von Lastfährnen beauftragten Schumann Schulz von dem Besitzer eines hinter der Wassergrube liegenden Rahnes thätlicher Widerstand entgegengesetzt. Schulz kam hierbei zu Falle, rentte sich den rechten Arm aus und wurde nach Bethanien gebracht, während der betreffende Schiffer zur Haft eingeliefert wurde. — An demselben Tage Abends wurde ein Kutscher im angetrunkenen Zustande vor dem Hause Straußbergerstr. 10 auf dem Bürgersteige liegend aufgefunden. Derselbe hatte sich anscheinend den linken Oberarm gebrochen und wurde auf seinen Wunsch mittelst Deschle nach seiner Wohnung. — Um dieselbe Zeit entstand in der Leimküche der Tischlerei von Ransft, Ballisadenstr. 90, Feuer, indem dort lagernde Hobelspähne in Brand geriethen. Das Feuer wurde noch vor dem Eintreffen der Feuerwehr gelöscht.

## Gerichts-Zeitung.

**Angeklagter.** Sie sind ein bisher völlig unbescholtener Mann, verschlimmern Sie die an und für sich unbedeutende Sache nicht durch ein fruchtloses Zeugnen. Mit diesen Worten begann der Vorsitzende die Verhandlung gegen den 43jährigen Handelsmann Adolf Wagner, einen kleinen, unansehnlichen Menschen, der äußerst besangenen und schüchtern auftrat, und der sich des Hausfriedensbruchs schuldig gemacht haben sollte. Uebrigens müssen Sie aufstehen, wenn ich mit Ihnen rede, fügte der Vorsitzende mit einem strafenden Blick auf den Angeklagten hinzu. Angekl.: Um Gottes willen, höchster Gerichtshof, nehmen Sie 'n man nich vor unjut, ich sitze schon lange, aber ich bin in de Länge etwas zu kurz geraten, un da mag det woll 'ne lechtere Täuschung von Ihnen sind. Vors.: So, so, es ist gut. Wie steht es denn nun mit der Sache? Die Witwe Spannagel behauptet in ihrer Denunziation, Sie wären in ihrer Abwesenheit durch das Kellerfenster in ihre Wohnung gestiegen, um sich einen Ueberzieher zu holen, den sie Ihnen wegen rückständiger Miete abgehändelt hatte. Aber, was? Ich glaube gar, Sie meinen? Mann, so seien Sie doch ruhig, danach ist die Sache wahrlich nicht angethan. — Angekl.: Sie flooben jarnich, wie mir det is, det is als 'n Verdröcher hier uf de Anklagebank muß sind. Ich komme mir vor, als wenn Krautz schon de erste Hypothek uf meinen Kopf uffsicht hätte, id — Vors.: Betragen Sie sich nicht so kindisch, Angeklagter, nehmen Sie sich zusammen und erzählen Sie den Vorfall, wie er sich nach Ihrer Meinung zugetragen. Sie sollen auch die Witwe Spannagel körperlich mißhandelt haben. — Angekl.: Ja? Als wie id de Spannageln? Ja, wenn id det könnte; id floobe, wech Jost, id dhäte et. Sagen Sie mir bloß, Herr Gerichtshof, kennen Sie de Spannageln? — Vors.: Nein, bis jetzt noch nicht; aber wir werden sie später vernennen müssen. — Angekl.: Na, wenn Sie ihr nicht kennen dhun, denn nehmen Sie et mir nich iedel, 'n Deibel seine Frohmutter is 'n Engel dajenen. — Vors.: Kommen Sie nun aber endlich zur Sache. — Angekl.: Also id habe bei ihr jehohnt, det is richtig; aber lieber will id mit de naadige Weene uf sitzende Kohlen den Parademorsch machen, als noch einmal in die ihr Terrain steigen, da kann mir eener Juder versprechen, oder Speel in Butter braten. — Vors.: Angeklagter, wenn Sie so viele Umschweife machen, muß ich Ihnen das Wort entziehen. — Angekl.: Ich bin ja schon bei; entschuldigen Sie man meine Vermesquembheit (Mißstimmung), id habe ihre eben erst wieder uf 'n Flur jesehen, un det regt mir immer so uf. Also id hatte ihr jekündigt, indem id mir in meine eejene Stube nich jetrauen durste, zu husten, oder id hatte meine Frau 'rumjesholt, indem sie vor ihr noch 'n bißken mehr Kelpelt haben dhät. Na, nu war 't richtig. Wat die Frau un bis 'n erschten März getriegt hat, det jekt nich uf 'ne Kuhhaut; id sage Ihnen, Holz und Riehn hat se uf uns kleine jehabt, det et 'n Hund jammern dhät. Un nu kam det Malör, det meine Frau krank wer'n dhät un de Gehirnzentzung kriegen dhät, un id ihr fühlten mußte mit Eis uf 'n Kopf, allens aus Aerjer über de Spannageln. Un als der erste März kommen dhät, da war se so krank, det id alle Dogenblide denken dhät, se schrammt mir ab, un wat die da draußen is, die sagt an'n erschten März: „Nu aber raus!“ Ich hätte ja gekündigt. Konnte id denn nu mit de doifranke Frau raus? Aber die da draußen, det is eene, die fragt Ihnen nirjends wat nach, die schont keen Mutterleib int Kind, wollt id sagen, keen Kind — Vors.: Schon gut, Sie werden wieder weislich. — Angekl.: Also der fünfte März kommt ran, un id nehme mir vier Mann, die müssen meine kranke Frau in 'n Bettuch 'raus-

dragen und nebenan dragen, wo id jemieit' hatte. Und nu kommt se, de Spannageln, und verlangt von mir noch vor fünf Dage Miete; det machte fufzehn Froschen, sagte se. Un als id ihr sagte, die hätte id nich, da jreift se hantepoch nach meinen Ueberzieher, der noch an 'n Nagel hängen dhut, un sagte, det wäre ihr Jand vor fufzehn Froschen. Nu sagen Sie selbst, kann id mir denn jenen 'n Frauenzimmer uffjag machen? Also id jehbe ruhig meine Weje. Am andern Morjen jehbe id mit 'n Besen un 'ne Willkipppe hin un jete de Kammer aus; denn man will sich doch nich jerne wat nachsagen lassen, un als id fertig bin un weggehen will, da jehbe id denn zufällig, det de Spannageln ihre Dbiere offen stehen dhut, un se nich in die Stube is, un an de Wand jehbe id det bunte Futter von meinen Ueberzieher hängen. Da konnte id denn der Verlodung nich jentstand leisten un bin 'rin jeejungen un habe ihn mir 'rausjeholt; aber de Angst, die id dabei ausgejtan haben, die jönne id keenen Hund. Und nu jehbe id noch nach 't Kellerfenster, wat offen stehen dhät, un freife sich un will mir die Schweinsblöse 'rauslangen, wo id det Eis vor meine Frau d'rin jehabt hatte, da kriese id mit einmal 'n Ding an 'n Kopf, det allens mit mir 'rumjehn dhut, un id höre ihre Stimme, wo se jagen dhut: „Wat? son eller Kribbenstreyt jreht hier bei hellerlichter Dage bei anständige Leute int Fenster? Dir will id Morjien kennen lernen!“ Ich sage denn nu: Um Gotteswillen, Frau Spannageln, wie können Sie woll jowat denken? Da haut se mir noch eene 'runter, wo man bequem eene halbe Mandel anständige Backpfeifen von machen konnte, un da bin id denn langsam wegjeloofen; denn id were mir doch nich mit 'ne Frau in Hauerei jebeden? Un alle Hände voll Achtung vor die ihre Forsche! Un nu lassen Sie ihr man meinwejen 'rinkommen, id bin nich bangt. Die Jeugin Spannadel, eine hochgemachene, robuste, etwa 50jährige Frau, welche nun den Saal betritt, jreht allerdings nicht aus, als wenn mit ihr gut Kirschen essen wäre. „Id würde det Wurm von Schmachtlappen da jarnich anjesejn haben, wenn er nich in de Nachbarschaft erzählt hätte, id hätte ihm verjahren, wo id ihn doch man leise ankommen bin, als er mit mir 'ne Willkipppe zu Leibe jehen wollte. — Vors.: Angeklagter, hatten Sie die Willkipppe noch in der Hand? — Angekl.: In de Hand habe id ihr jehabt; aber jehoben habe id nich mit. — Jeugin: Also id war eben beim Koochmann 'rumjesejungen un hatte mir 'n magnirten Hering jeholt, det id 'n andern Appetit kriegen dhät. Als id retour kommen dhue, da denke id, id soll lang hinfeschlagen, da jreht son eller trummbejniger Klamottenhengst so jebücht vor 't Kellerfenster un hat bei mir 'n schweren Anbruch ausgejehbt; denn uf 'n Arm hatte er den Ueberzieher, den id vor de fufzehn Froschen Miete inbehalten hatte, un in de Hand hatte er 'ne Willkipppe un 'n Besen, wat aber sein Gejument war. Na, mit Spizhuben un Jndrechers muß man nich lange Sperenzens machen; id habe ihn ja 'ne kleine Backpfeife 'n jeben, det will id nich streiten, un denn wollte id ihn den Ueberzieher wieder fortjreiben, den id aber nich kriegen dhät, weil er ihm festhielt. Nu seken Sie ihm man ornlich nach sämtliche Badajatsen in; der Mann hat et nich besser verdient; denn er hat mir de fufzehn Froschen noch nich jesehen. — Vors.: So schnell geht es nun doch nicht. Der Mann ist höher völlig unbescholt, und seine Darstellung von der Sache hat mindestens ebensoviel Wahrscheinlichkeit für sich als die Ihre. Da die Beweisaufnahme sehr zu Gunsten des Angeklagten ausfiel, so mußte die Jeugin es zu ihrem stichtlichen Aerger erleben, daß derselbe freigesprochen wurde. „Un meine fufzehn Froschen?“ fragte sie, mit dunkelrothem Gesicht vor dem Richterlich tretend. „Das geht uns hier nichts an; meinetwegen verklagen Sie ihn beim Zivilgericht; hier sind wir fertig, wurde ihr zur Antwort. „Nanu geb' mir eener aber mit det Kriminal, da jung et denn doch uf Stadtgericht frieher reeller zu!“ äußerte Frau Spannagel wuthentbrannt zu einer Begleiterin, als sie sich außer Gehörweite der Beamten befand. (Ber.-Blg.)

## Kleine Mittheilungen.

New-York, 4. August. Auf dem Dampfer „Bertra“, welcher am vergangenen Freitag von Bremen hier eintraf und jetzt an der Werft von Hoboken vor Anker liegt, wird ein junger Mann in Haft gehalten, der wegen des schweren Verbrechens „Raub auf hoher See“ nach Deutschland zurückgebracht und den dortigen Behörden ausgeliefert werden soll. Der junge Mann, angeblich ein Amerikaner, dessen Name als John Lohmann angegeben wird, reiste, trotzdem er eine beträchtliche Summe Geldes mit sich führt, als Zwischendeck-Passagier. Die wachhabenden Offiziere wollen ihn mehrmals an den Kajüten herumtschleichen gesehen haben, ohne jedoch etwas Böses zu ahnen. In einem unbewachten Momente jedoch schlich sich Lohmann in die Kajüte des Zahlmeisters Sturmman, der sich kurz zuvor niedergelegt hatte und bereits eingeschlafen war. Noch ehe der Zahlmeister, der wohl ein Geräusch vernommen hatte, vollständig wieder wach geworden, hatte ihm Lohmann ein mit Chloroform getränktes Tuch über den Kopf gemworfen, sagte den sich Wehrenden am Kopfe und drückte ihn in das Kissen nieder, bis das Betäubungsmittel seine Wirkung gethan. Hierauf plünderte er die Taschen seines Opfers und erzwang eine Anzahl Schlüssel, womit er ein Schließfach öffnete, dem er Diamanten im Werthe von Doll. 12 000 entnahm, welche dem Zahlmeister zur Aufbewahrung übergeben worden waren. Mit seiner Beute begab sich dann Lohmann nach dem Abort, doch wurde er dort von einem Angeposten beobachtet, als er etwas in das Kloset zu werfen beabsichtigte. Letzterer machte ihn darauf aufmerksam, daß dies nicht erlaubt sei und während er mit Lohmann argumentirte, erhob sich plötzlich ein großer Tumult und mehrere Stimmen wurden laut, der Zahlmeister sei geraubt und ermordet worden. Der Beamte, dem das Benehmen des Passagiers sehr verdächtig erschienen war und der in demselben den angeklagten Mörder witterte, nahm ihn sofort fest und entriß seinen Händen das Kistchen mit den Diamanten. Lohmann wurde dann von dem Zahlmeister, nachdem dieser durch geeignete Mittel wieder zum Bewußtsein zurückgebracht worden war, als Thäter identifizirt und in Haft gebracht, um sich später vor den deutschen Gerichten zu verantworten.

## Literarisches.

Von dem illustrierten Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“, Hamburg, Verlag von A. D. W. Diez, ist soeben Heft 24 des zehnten Jahrganges erschienen.

Inhalt: Auf hoher See. Sozialer Roman von Sebastian Bruns. (Fortsetzung.) — Zum modernen Gefängniswesen mit besonderer Berücksichtigung der Einzelhaft. Von Wilhelm Blas. — Mein alter Nachbar. Erzählung von A. Strindberg. — Reise-Erinnerungen. Von Dr. Albert Dull. (Fortsetzung.) — Eine allgemeine Ursache von Streit, Feindschaft und J. differentialismus. Von Bruno Geiser. — Der Jergang des Lebens Jesu. In geschichtlicher Auffassung dargestellt von Dr. Albert Dull. Besprochen von Robert Schmeidel. — Unsere Illustrationen: Der Dom zu Pisa. Mutterglück. Analefekt. Korallenriffe. — Vermischtes: Die mechanische physiologische Theorie der Abstammungslehre. Die Bevölkerung Ueber die Kosatenländer und ihre Bevölkerung. — Technische: Ersay der Lokomotive. Wiener Stadtbahn. — Unsere Hausfrauen: Kleiderform und Schnitt. Mittel gegen Rabnschmerzen. — Räthsel. — Redaktions-Korrespondenz. — Gemeinnütziges. — Mannichsalziges.

Sensationsprozesse.

Unter dieser Ueberschrift bringt ein Blatt, welches zwischen den Nationalliberalen und den früheren Sezessionisten steht, nämlich die „Saale-Zeitung“, einen Artikel, der die Klage des preussischen Fiskus gegen verschiedene Reichstagsabgeordnete auf Rückzahlung der aus Privatmitteln von denselben erhaltenen Diäten behandelt.

Wir wollen hierbei bemerken, daß, soviel uns bis jetzt bekannt ist, von Abgeordneten der Arbeiterpartei die Herren Hasenclever und Heine derartige Klagezuschriften erhalten haben.

Der Artikel des liberalen Blattes aber lautet:

Der „Reichsfreund“, das Organ des Abg. Eugen Richter, bringt eine eigenthümliche Mittheilung, welche uns, wenn sie nicht mit der größten Bestimmtheit und gerade an dieser Stelle das Licht der Welt erblickte, unglaublich erscheinen würde. Danach wird in der Frage der aus Parteimiteln gezahlten Reichstagsdiäten seitens der Regierung versucht, durch Zivillagen gegen Reichstagsabgeordnete der früheren Fortschrittspartei und der sozialdemokratischen Partei vorzugehen. In den letzten Tagen des Juli sind Klagen des königl. preuss. Fiskus, vertreten durch die betreffenden Bezirksregierungen, vor den Landgerichten auf die Herauszahlung der aus den genannten Parteifonds seit 1881 bezogenen Diäten an den Fiskus angehängt worden. Als rechtliche Grundlage der Klage werden erstens Art. 82 der Reichsverfassung, nach welchem die Mitglieder des Reichstages als solche keine Befolgung und Entschädigung beziehen dürfen, und zweitens einige Bestimmungen des preussischen Landrechts angezogen, welche darauf hinauslaufen, daß der Fiskus Zahlungen aus einem Geschäft, welches gegen ein ausdrückliches Verbotsgesetz läuft, Zahlungen, welche zu einem unerlaubten, einem wider die Ehrbarkeit laufenden Zwecke gegeben worden sind, seinerseits zurückfordern kann, sobald dieser Zweck und das Verwerfliche desselben auch dem Empfänger bekannt war.

Es ist, wie gesagt, um höchstens sehr wenige Mitglieder zählt, welche die mit Ausübung eines Reichstagsmandats verknüpften pekuniären Opfer bringen können; bei der Fortschrittspartei lag dieser Zwang aber nicht vor und so haben denn auch viele ihrer eigenen Mitglieder, ebenso wie die sonstige liberale Presse den Parteienfunds dieser Partei aus moralischen und taktischen Gründen verurtheilt. Wir unsererseits haben bisher sogar geglaubt, daß derselbe längst das Zeitliche gesegnet hätte; ist dies nicht der Fall und will die preussische Regierung gegen denselben vorgehen, dann war dies nur auf einem Wege angezeigt, nämlich auf dem gesetzgeberischen Wege, durch eine Vorlage an den Reichstag, welcher eine Aenderung des Artikels 32 der Verfassung in dem Sinne vorschlägt, daß der Bezug von Diäten aus Privatmitteln den Reichstagsabgeordneten ein für allemal untersagt wurde. Das wäre eine sachliche Behandlung der Frage gewesen, während wir den gegen einzelne Abgeordnete eingeschlagenen Prozeßweg nur als einen persönlichen Angriff gegen die betreffenden Volksvertreter betrachten können.

Dies Vorgehen des Fiskus ist um so bedauerlicher, als derselbe nicht einmal das formale Recht für sich wird geltend

machen können. Bei Berathung des Art. 32 der Reichsverfassung wurde im Reichstage und gerade auch seitens des Reichsanzlers anerkannt, daß die Entgegennahme von Diäten aus privaten Mitteln durch die betreffende Bestimmung den Reichstagsabgeordneten nicht verboten werden könne und solle, und es ist uns vollkommen unverständlich, wie der preussische Fiskus angesichts namentlich der durchaus klaren und unweideutigen Worte des damals wie heute leitenden Staatsmannes auf den Gewinn der von ihm angestrebten Prozesse rechnen kann. Doch ist dies schließlich seine Sache und wir beabsichtigen keineswegs, uns zu seinem Vormunde aufzuwerfen. Aber von öffentlichen und politischen Standpunkte müssen wir es lebhaft beklagen, daß die drohenden Sensationsprozesse wieder eine unabsehbare Fülle der tiefsten Verbitterung haben und drüben nachrufen werden, und es will uns scheinen, daß für unser öffentliches Leben kaum etwas Unerfreulichereres eintreten kann als eine solche Aussicht.

Politische Uebersicht.

Bei der gestrigen Nachwahl zum deutschen Reichstag im ersten nassauischen Wahlkreise erhielten nach den bis jetzt vorliegenden Nachrichten Fleischmann (Sozialdemokrat) 3500, Körner (Deutschfreisinnig) 7000 Stimmen. Die Ultramontanen und Nationalliberalen stimmten durchweg für Körner. Bei der vorigen Reichstagswahl siegte der deutschfreisinnige Abg. Mohr in der Stichwahl mit 9330 Stimmen über den Centrumskandidaten, welcher 8532 Stimmen erhielt. Bei dem ersten Wahlgang bekam Mohr nur 4963 Stimmen, während die Ultramontanen es auf 5983 Stimmen brachten. Die Nationalliberalen vereinten 3565 und die Sozialdemokraten 3068 Stimmen auf ihren Kandidaten. Letztere haben somit einen erheblichen Stimmengewinn erhalten.

Zu den Reichstagsabgeordneten, welche vom preussischen Fiskus auf Herausgabe empfangener Parteidiäten verklagt worden, gehört der Amtsgerichtsrath Verche in Nordhausen. Derselbe hat aber die „Nordb. Ztg.“ zu der Erklärung ermächtigt, „daß er es gleich von vornherein abgelehnt hat, Diäten oder Entschädigungen aus Parteifonds anzunehmen, und daß er dergleichen niemals bezogen hat.“ — Hiernach scheint es, daß behufs Ermittlung der wirklichen Empfänger die Klage zunächst gegen alle außerhalb Berlins und dessen nächster Umgebung wohnhaften, früher zur Fortschrittspartei gehörigen Abgeordneten — die nach dem bez. Parteibeschluß zum Empfang der Parteidiäten berechtigten Personen — eingeleitet worden ist. (Wie bereits in dem ersten Artikel der Beilage mitgetheilt, sind auch die sozialdemokratischen Abgeordneten Hasenclever und Heine angeklagt worden. D. A.)

Ein sogenannter deutscher Handwerkerlag findet gegenwärtig wiederum und zwar diesmal in Köln statt. Es haben sich dort wieder die alten Kunstfreunde eingefunden, um den Handwerkern den „richtigen“ Weg zu zeigen. Was zur Verhandlung gelangt, hat keinen Anspruch darauf, wichtig genannt zu werden.

Die deutsche Kreuzer-Korvette „Augusta“ dürfte wohl als verloren zu betrachten sein. Dem „Frankf. Journal“ geht folgende, auf der Reise nach London geschriebene Mittheilung zu: „Leider wird wenig Raum für die Hoffnung auf Erhaltung der „Augusta“ vorhanden sein. Ich selbst segelte am 2. Juni mit einem englischen Dampfer von Athen nach Bombay. Nachmittags 5 Uhr — wir waren 120 englische Meilen östlich von Athen und in Sicht der arabischen Küste — begann ein Unwetter, welches in der Nacht entsetzlich wurde. Um 1 Uhr Morgens erfolgte ein fürchterlicher Schlag und Alles brach, was nicht niert und nagelst war. Nachher beruhigte sich das Wetter und am Morgen erfuhren wir von unserem Kapitän, daß wir in einem Wirbelsturm, glücklicher Weise aber in dem Schwanztheile desselben gewesen wären. Der Kapitän schätzte den Umfang dieses Cyclons auf 200 englische Meilen, von denen wir über 50 Meilen durchfahren hatten. Da Schiffe, welche nach Australien gehen, in etwas südlicher Richtung segeln, so ist es leider nur zu wahrscheinlich, daß die „Augusta“ der vollen Heftigkeit und Ausdehnung des Cyclons

ausgesetzt war. Eine Woche nach meiner Ankunft in Bombay erfuhr ich den Untergang des Schiffes „Spele-Hall“ und einer französischen Korvette, welche wir beide am 3. Juni östlich von Athen gesehen hatten.“

Ueber den Umfang des deutschen Schutzgebietes im westlichen Theile der Südpole veröffentlicht ein Herr Frieze in einem Separat-Abdruck aus den Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg nähere Details. Danach beträgt das gesammte, unter das Protektorat des Deutschen Reiches gestellte Gebiet im Kaiser-Wilhelms-Land und im Bismarck-Archipel 4203,13 deutsche Quadratmeilen. Hiervon entfallen auf das Kaiser-Wilhelms-Land 179 250 Quadratkilometer und auf die Inseln des Bismarck-Archipels 52 177,48 Quadratkilometer. Unter englischem Schutze befinden sich auf dem Festlande von Neu-Guinea inkl. der vor dem Fly-Flusse liegenden Inseln 225 463 Quadratkilometer, auf dem im Südosten liegenden Inseln 7575 Quadratkilometer, zusammen somit 233 038 Quadratkilometer, während unter holländischem Schutze ein auf Neu-Guinea gelegenes Gebiet von 390 560 Quadratkilometern steht.

Die Ausweisungen aus der Provinz Posen nehmen, nach einer der „Nat. Ztg.“ zugegangenen Mittheilung große Dimensionen an. Aus dem Kreise Samter allein sollen 80 Personen auswandern. Als Ausgewiesene werden u. A. die seit einer Reihe von Jahren ansässigen Großgrundbesitzer Graf Gottfried Turno, von Gzorda auf Krajewice und Heinrich von Potworowski auf Piele genannt, letzterer preussischer Artillerie-Reserveoffizier. — Die Bestätigung dieser Einzelheiten bleibt abzuwarten.

Aus Breslau wird der „Post“ folgendes geschrieben: „Der Reichstagsabgeordnete Krüder, Besitzer der gesperrten sozialdemokratischen Zeitung (1) „Silezia“ (soll wohl heißen Druderei „Silezia“) hat den Erweis gebracht, daß die offene Handlungsgesellschaft „Silezia“ als solche schon vor Erlaß der Verfügung des Regierungs-Präsidenten über die Sperrung derselben gelöscht worden sei und daß er als der alleinige Inhaber der Firma „Buchdruckerei und Verlagsgeschäft Silezia, B. Kubnert und Co.“ eingetragen sei. Diese Aenderung in der Adresse, an welche die Sperrungsordre zu richten war, hat indeß keine Aufhebung der letzteren zur Folge gehabt. Von landespolizeilicher Seite ist der betreffende Erlaß jetzt nur in der Weise geändert worden, daß das Verbot, den Druckerbetrieb fortzusetzen, nunmehr gegen diejenigen Personen gerichtet ist, welche die Druderei ins Leben gerufen und die Betriebsmittel beschafft haben.“

Frankreich.

Das „Journal officiel“ veröffentlicht folgende Handelsstatistik für die sieben ersten Monate: Einfuhr 1885 2 517 679 000, 1884 2 533 322 000; Ausfuhr 1885 1 786 432 000, 1884 1 739 308 000.

Die Leichenfeierlichkeiten für den während der Expedition gegen China gestorbenen Admiral Courbet haben eine weitere Verzögerung erfahren. Das Kriegsschiff „Bayard“, welches die Leiche des Admirals aus den chinesischen Gewässern überführt, hat unterwegs eine Beschädigung erlitten. Inzwischen ist das Original des zwischen China und Frankreich abgeschlossenen Friedensvertrages in Paris eingetroffen.

Der Gemeinderath von Marseille hat in seiner gestrigen Sitzung gegen den Bericht protestirt, welchen der Professor Bronardel der medizinischen Akademie über den in jener Stadt herrschenden Schmutz erstattet hat. Geschickt deuten die Munizipalräthe von Marseille, die letzten aus London eingetroffenen Meldungen gegen die Fatalität aus und behaupten lähn, nicht die offenen Kloaken, und auch nicht der die Straßen verpestende Unrath in den Gassen habe die Cholera erzeugt, diese wäre vielmehr von heimkehrenden Soldaten aus dem äußersten Osten eingeschleppt worden. Bezeichnend für die in der französischen Verwaltung überall herrschende Routine ist der Zusatz, der von dem Gemeinderath ausgearbeitete Entwurf für die Reinigung der Stadt durch Bauten und Umbauten läge nun schon seit neun Monaten den öffentlichen Gewalten vor. Wertwürdiger Weise weiß man heute nicht einmal, wo das Schriftstück verborgen ist; ein Prä-

Der Weise sollte sich im Gegentheil an Entbehrungen gewöhnen, er sollte die schalen Genüsse dieser Welt verachten. . .

„Die 1500 Franks, welche ich verlange . . .“

„. . . sind nichts, im Vergleich zu den geistigen Genüssen, die Sie so gering zu schätzen scheinen. Das wahre Glück liegt in der Verzichtleistung auf die Güter dieser Welt. Folgen Sie meinem Beispiele, Herr Baudrille, leisten Sie Verzicht. . .“

„Was? Auf meine 1500 Franks?“

„Auf Ihre 1500 Franks in erster Linie.“

„Eingverstanden! Ich willige ein!!!“

„Im Ernst?“

„Im Ernst. Aber . . .“

„Es giebt ein Aber?“

„Ja. Sie werden augenblicklich von hier ausziehen.“

„Ausziehen? . . . Ich? . . . Ja warum denn? Ich bin hier recht zufrieden und habe auch niemals Ihnen gegen-

über Beschwerde geführt.“

„Ah! Das ist stark!!!“

„. . . Obgleich die Stiege sehr schlecht beleuchtet ist. Auch giebt es kein Wasser in der Küche. Uebrigens ist das Haus spärlich bewohnt. . .“

„Seit Sie hier wohnen!!!“

„Was Sie mir da sagen, ist nicht sehr schmeichelhaft für mich.“

„Sie werden mich noch ganz aus dem Häuschen bringen!“

„Sie wollen mich aus dem Hause bringen? Und noch dazu in einem Augenblicke, wo ich die letzte Hand an ein Kunstwerk lege, an ein Kunstwerk, welches für die Kunstausstellung in Wien bestimmt ist: „Die Doppelzüngigkeit, irreführi von der apokalyptischen Regeneration. Was sagen Sie dazu?“

„. . . Daß ich Ihnen zum Räumen der Bohnung zwei Stunden Zeit lasse. Ihre Möbel mögen Sie mitnehmen. Also in zwei Stunden muß das Lokal frei sein, sonst heße ich Ihnen wegen der 1500 Franks die Berichte an den Hals.“

„Bedenken Sie doch Herr Baudrille. . .“

„1500 Franks ist nicht zu viel, um mich Ihrer zu ent-

lebigen!“

„Diese für meine Person etwas abträgliche Bemerkung entbehrt nicht einer gewissen Vernünftigkeit; sie giebt mir

Hausherrnfreunden.

Von Quatrellés.

Auch der Beruf eines Hausherrn hat Schattenseiten. . .

Ich will Ihnen heute eine Geschichte von einem solchen und einem Maler erzählen.

Cantu war nicht einer jener beneidenswerthen Menschen, welche aus einer Leinwand von einem Quadratmeter den Werth von dreihundert Quadratmeter Grund und Boden im Mittelpunkt der Stadt herauschlagen; Cantu hat keinen Erfolg gehabt. Es läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, daß Cantu sich in den Kopf gesetzt hatte, die Malerei mit der positiven Philosophie zu vereinigen: Eine traurige Ehe!

Sie haben zweifellos in der letzten Ausstellung eine Leinwand in der Größe von 6:12 Metern bemerkt, welche ungewöhnlich lähn mit schreienden Farben bepinselt war. Das Gemälde repräsentirte, wie der Katalog besagte:

„Den Gedanken der freien Forschung und die geistige Wiedergeburt, die Hydra der unerlaubten Leidenschaften niederzuschmettern.“

Dieses Meisterwerk war von Cantu:

Cantu,

rationalistischer Maler.

wie auch die Visitenkarten des Künstlers lauteten.

Demnach wird es Sie auch nicht überraschen, zu erfahren, daß Cantu arm war. Man wird eben nicht „rationalistischer Maler“, produziert nicht „den Gedanken der freien Forschung“, nebst Genossin im Kampfe mit irgendwelcher Hydra, wenn man nicht das Gelübde der Armuth abgelegt hat, außer man ist dumm. Und Cantu war keineswegs dumm. Er war ein Idiot.

In dem Augenblicke, als er, Cantu, das Genie, der unvergleichliche Künstler, der blendende Geist, den Genüssen dieser Welt entsagt hatte, erschien es ihm auch ganz logisch, daß die gesammte Menschheit desgleichen that. Sein Hausherr war ein gemeiner Geist; hatte er ein Recht, auf irgend etwas Anspruch zu erheben? Daher versiel unser Rationalist in schmerzliches Erstaunen, als er eines schönen Tages, zum Ausziehtermin, Dr. Baudrille bei sich ein-

treten sah.

„Guten Morgen, Herr Cantu, hier ist Ihre Quittung.“

„Sollte es möglich sein, Herr Baudrille, daß Sie allen Ernstes Geld von mir verlangen?“

„Gewiß verlange ich Geld von Ihnen! Nun sind es gerade drei Jahre her, daß ich von Ihnen nichts bekam.“

„Drei Jahre! Richtig! . . . Schau, schau, wie die Zeit vergeht!“

„Die Zeit vergeht und ich bekomme nie etwas.“

„Welch' traurige Jahre, Herr Baudrille, die letzten drei Jahre!“

„Das kenne ich. . . Sie haben während dieser traurigen Jahre bald die Belagerung, bald die Einnahme von Paris, bald die Kommune zur Ausrede genommen. Das Erdbeben in Spanien und die Ueberschwemmungen in Ungarn gaben Ihnen weiteren willkommenen Anlaß. . .“

„Ich bin in der That überrascht, Sie mit solcher Leichtfertigkeit über diese entsetzlichen Unglücksfälle sprechen zu hören.“

„Paperlapap! Es ist die höchste Zeit, daß das aufhöre.“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht; es ist wirklich die höchste Zeit, daß derlei aufhöre. Mit Frankreich geht's bergab, der Handel liegt danieder, die Kunst. . .“

„Das ist mir ganz gleichgültig. Sie schulden mir 1500 Franks.“

„1500 Franks? Unglaublich! . . .“

„Zawohl, unglaublich! Leider hat dies meine Schwäche möglich gemacht!“

„Um Gotteswillen, Herr Baudrille, nennen Sie die ebestte Uneigennützigkeit doch nicht Schwäche!“

„Ich brauche mein Geld. 1500 Franks findet man nicht auf der Gasse.“

„Sie haben leider Recht.“

„Glauben Sie etwa, daß es ein Vergnügen ist, niemals Geld zu sehen?“

„Wem sagen Sie das, Herr Baudrille, wem sagen Sie das? Doch, der Weise lehnt sich deshalb noch nicht gegen das Geschid auf. Die Freude gehört zu den Ausnahmen im Leben.“

„Ganz abgesehen von diesen 1500 Franks. . .“

„Der Weise sollte daher. . .“

„Vor Allem seine Rieche bezahlen.“

„Welch' ein Irrthum! . . . Wie viele Enttäuschungen hatten dessen, der sich auf diesen Standpunkt stellt!

sekturbeamter scheint es verschleppt zu haben, und da er sich gegenwärtig auf Reisen befindet, wird er brieflich und telegraphisch verfolgt, damit er sage, wo man es suchen könnte.

### Egypten.

Kaist das gesamte Personal der ägyptischen Staatsschuldenlasten ist, wie der „Frankfurter Btg.“ mitgeteilt wird, nach Alexandria übergesiedelt, um dort die Indemnitäten (Entschädigungen für erlittene Verluste durch das englische Bombardement Alexandriens) zu zahlen. Zunächst kommen die Eingeborenen, ihnen folgen in alphabetischer Ordnung die Angehörigen anderer Staaten, erst also die Deutschen (53), dann die Oesterreicher (145). An griechischen Forderungen sind etwa 800, an italienischen 450, an britischen 225, an französischen 325 zu befriedigen. Man rechnet, daß die nochmalige Prüfung der Forderungen etwa zehn Tage in Anspruch nehmen werde. Gegen den 20. d. M. wird man den Berechtigten Checks auf Sicht ausstellen, wofür zunächst etwa 2 1/2 Millionen Pfd. Sterl. Einzahlung auf die neue Anleihe zur Verfügung stehen; dazu kommen die für den November Koupon angesammelten Baarbestände der Staatsschuldenlasten mit reichlich 1 Million Pfund. Diese Summe darf freilich nicht ganz für die Indemnitäten verwendet werden, da die Klasse auch laufende Zahlungen zu leisten hat. Schwierigkeiten entstehen jedoch daraus nicht, da für eine Reihe von Indemnitätsforderungen im Betrage von etwa 1 Million Pfund gerichtliche Wandergerichte oder andere Beauftragte erfolgt ist, so daß für diese Summen Checks mit längerer, wahrscheinlich vierwöchentlicher Sicht ausgestellt werden dürften.

### Kommunales.

w. Die Kosten der Zuschüttung des Königsgrabens. Von der kgl. Eisenbahn-Direktion, Eisenbahnbetriebsamt Stadt- und Ringbahn, ist jetzt dem Magistrat die endgültige Abrechnung über die Kosten der Zuschüttung des Königsgrabens zugegangen. Hiernach betragen die Gesamtkosten der Zuschüttung 1 162 025,61 M., von welcher Summe die Stadtgemeinde 344 288,61 M. zu tragen hat. Nach den bisher geleisteten Zahlungen hat dieselbe aber bereits 365 571 M. gezahlt, so daß ihr noch 21 282 M. 39 Pf. zurückgestattet werden müßten. Da die Stadt aber die Kosten für die provisorische Entwässerung im ehemaligen Königsgrabenterrain allein zu tragen hat, welche 861 M. betragen, so hat dieselbe nur noch 20 413,39 M. zurückzufordern.

Zu den Kommunalwahlen. Die Agitation zu den bevorstehenden Stadtverordnetenwahlen hat begonnen. Wieder waren es auch diesmal die Arbeiter, welche zuerst in die Wahlbewegung eingetreten sind. — Immer mehr und mehr wird die Wichtigkeit der Vertretung in der Kommune von den Arbeitern und Kleinbürgern erkannt. Ein Komitee, welches die Wahlagitation leiten soll, ist gewählt. Sache desselben wird es nun sein, seine Aufgabe in geschickter Weise zu erfüllen, vor Allem aber darauf zu halten, daß die in den letzten Versammlungen zum Austrag gekommenen persönlichen Differenzen nicht, wie die gegnerischen Parteien frohlockend ankündigen, die Agitation beeinträchtigen und die Erfolge derselben in Frage stellen.

Nur durch ein einmütiges Zusammenwirken aller Kräfte, stets das Ziel im Auge behaltend, wird es gelingen, nicht nur die beiden Kommunalwahlbezirke 12 und 14 zu halten, sondern auch in neuen Bezirken Arbeiter Kandidaten durchzubringen. Wir zweifeln nicht daran, daß es den Bemühungen der Arbeiter gelingen wird, so manchen der jetzt ausgelassenen Stadtverordneten aus dem städtischen Parlamente zu verdrängen. Leicht wird diese Aufgabe keineswegs sein, aber sie wird gelöst werden, wenn jeder Einzelne nach Kräften dazu beiträgt. Auf Beschluß einer Kommunalwählerversammlung sollen in allen 14 Bezirken, in welchen die III. Wählerabteilung zur Wahl berufen wird, Arbeiterkandidaten aufgestellt werden. Die Agitation wird sich also über die Kommunalwahlbezirke 3, 8, 10, 12, 14, 19, 21, 25, 26, 28, 32, 34, 38 und 40 erstrecken müssen. Zum Wahlbezirk 3 gehören die Stadtbezirke 11—15, und 18—20. Wahlbezirk 8 bilden die Stadtbezirke 43—49, Wahlbezirk 10 die Stadtbezirke 68—73, Wahlbezirk 12 die Stadtbezirke 104—113, Wahlbezirk 14 die Stadtbezirke 95 bis 103, Wahlbezirk 19 die Stadtbezirke 125, 126 und 131—134, Wahlbezirk 21 die Stadtbezirke 128—130, 135, 143 und 144, Wahlbezirk 25 die Stadtbezirke 166, 167 und 174—178, Wahlbezirk 26 die Stadtbezirke 157, 158, 160, 161 und 179—181, Wahlbezirk 28 die Stadtbezirke 182, 183 und 196—200, Wahlbezirk 32 die Stadtbezirke 218—225, Wahlbezirk 34 die Stadtbezirke 228, 257—259 und 265—267, Wahlbezirk 38 die Stadtbezirke 270—275, Wahlbezirk 40 die Stadtbezirke 284 und 286 bis 304.

Unter den angeführten Wahlbezirken befinden sich mehrere (hauptsächlich unter den im Osten

und Norden Berlins belegene), in welchen schon bei den letzten Wahlen im Jahre 1883 eine bedeutende Zahl von Stimmen für die Arbeiterkandidaten abgegeben wurde.

Diese Bezirke müssen diesmal erobert werden. Ohne Rücksicht auf die Person des jetzigen Vertreters zu nehmen, werden die Arbeiter für ihre Kandidaten in allen 14 Wahlbezirken eintreten und den Gegnern zeigen, daß ihre Spekulation auf die Uneinigkeit der Arbeiter eine verfehlte war.

### Lokales.

Eine von entsetzlichen Folgen begleitete Pulverexplosion hält seit vorgestern Abend den Norden Berlins in Aufregung. Auf der Reimendorfer Feldmark, in der Verlängerung der der Tegeler Chaussee parallel laufenden Humboldtstraße, und nur wenige hundert Schritte von der Reimendorfer Schule entfernt, liegt schon seit etwa 30 Jahren das sogenannte alte Dobremontsche Laboratorium, welches jetzt der Feuerwerker Waffow mit den Feuerwerkern Kaufchert und Calwig zusammen in Benutzung hat. Das Laboratorium ist ein niedriger Fachwerkbau von etwa 16 Fuß im Quadrat, der nur eine einzige Thür, aber keine Fenster besitzt. Es dient zumeist nur zum Lagern des Rohmaterials und der fertigen Feuerwerkskörper, während die Arbeiten in der Regel im Freien, außerhalb des Walles verrichtet werden. Gestern Nachmittag war der Feuerwerker Kaufchert mit dem 17-jährigen Volontair Wilhelm Kaufmann und den Arbeitern Gustav Koppe und Richard Haschod mit dem Schlagern von Raketen beschäftigt, des schlechten, regnerischen Wetters wegen wurde ausnahmsweise im Innern des Laboratoriums gearbeitet, in dem 4 Fässer mit je 25 Pfund sogenanntem Mehlpulver standen, während ein Saß mit 75 Pfund von dem in seiner Wirkung furchtbaren Sprengpulver innerhalb des Walles vergraben war. Das Schlagern der Raketen geschieht in der Weise, daß auf einen Metallhorn eine Hülse gesetzt wird. Dieselbe wird dann mit Pulver gefüllt und mit einem meistigenen Hohlkegel werden dann etwa 15 Schläge darauf gegeben, wobei die Füllung festgedrückt, durch den Dorn aber im Innern ein hohler Raum hergestellt wird, der die schnelle Entzündung der Rakete ermöglicht. Das Schlagern der Raketen selbst besorgte Kaufchert; Koppe, der überhaupt das erste Mal bei der Arbeit thätig war, und der 18-jährige Haschod machten die nötigen Handreichungen, Kaufmann, der gestern seinen sechzehnten Geburtstag in Freundeskreis zu feiern gedachte, unterzog außerhalb des Walles die fertigen Raketen der Prüfung. Wie man nun annimmt, hat sich bei den Arbeiten zwischen Dorn und Sezer ein Sandhorn festgesetzt, das eine Selbstentzündung der Rakete und in weiterer Folge die Explosion des ganzen Laboratoriums zur Folge gehabt hat. Zwischen 1/4 und 1/5 Uhr ertönte plötzlich eine furchtbare Detonation und das entsetzliche Unglück war geschehen. Raum 50 Schritte vom Laboratorium entfernt waren die Gebrüder Wandelow und der Landmann Rob. Krolow mit dem Aufladen von Sand beschäftigt und sie waren die Ersten, die zur Unglücksstätte eilten. Diese selbst bot einen geradezu furchtbaren Anblick dar. Kaufchert war durch die Gewalt des Pulvers etwa 150 Schritt weit nach der Dalldorfer Chaussee zu geschleudert worden. Untermwegs hatten sich die Leber und Lunge von dem vollständig zerstückten Körper gelöst. Sie wurden etwa 50 Schritt näher dem Laboratorium zu in einer Blutlache gefunden. Der Arm, der den verhängnisvollen Schlag gelassen, war scheinbar gleich bei der Explosion losgerissen, er wurde 500 Schritt weiter am Rande eines Stoppelseldes, unweit des nach der Dalldorfer Trennanstalt zu belegenen Höhenzuges aufgefunden. Dem Haschod war die rechte Hand vollständig abgerissen, außerdem war ihm ein Stück Holz in den Rücken geschleudert und hatte das Rückgrat vollständig bloßgelegt. Koppe, der das Gesicht dem Kaufchert zugekehrt haben muß, wurde an der Brust, im Gesicht, an den Händen und an den Füßen zerstückelt. Kaufmann endlich, der im Augenblick der Explosion gerade das Laboratorium betreten wollte, erhielt Wunden im Gesicht und an den Händen. Das Haus selbst war wie vom Erdboden weggehoben. Nur ein tief in die Erde gemuldetes Loch zeigte noch die Stelle, wo es gestanden hat. Die Mehrzahl der Trümmer war nach Tegel zu geflogen, nur einige brennende Balken lagen in der Nähe des Walles. Die erste Sorge der zu Hilfe herbeieilenden war das Abreißen der brennenden Kleidungsstücke von den Körpern der Verunglückten, von denen nur Haschod, Kaufmann und Koppe noch Lebenszeichen von sich gegeben hatten. Das Stöhnen der Verunglückten war geradezu herzzerreißend. Haschod vermochte nur noch das Wort „Wasser“ auszustößen, dann verlor er das Bewußtsein. Inzwischen waren aus Reimendorfer, wo gestern gerade Erntefest gefeiert wurde, weitere Helfer herbeigeleitet. Die schon erwähnten Sandwagen wurden,

so gut es ging, zu Kranken-Ambulanzen umgewandelt, die Verunglückten darauf geladen und mit Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln erfolgte die Ueberführung nach der Trennanstalt, wo den Verunglückten der erste Verband angelegt wurde. Die Anstalt versorgte die Unglücklichen auch mit den nötigen Decken, da sie vollständig nackt angekommen waren. Nach kurzem Aufenthalt ging es nun nach Reimendorfer, wo man hoffte, bequemere Wagen aufzutreiben zu können. Leider bestätigte sich diese Hoffnung nicht und so mußten denn die Unglücklichen unter furchtlichsten Schmerzen auf den Sandwagen bis nach Berlin zur Charite gebracht werden, wo ihnen endlich Hilfe zu Theil wurde. Haschod gab schon kurze Zeit darauf, zwischen 7 und 8 Uhr Abends, seinen Geist auf, Koppe und der am wenigsten verletzte Kaufmann hoffen mit dem Leben davon zu kommen. Nach allgemeinem Brauch werden derartige Trümmerbauten zunächst mit Wasser eräuft, um etwa ein vorhandenes Pulver unschädlich zu machen. Diese notwendige Vorsicht wurde hier außer Acht gelassen. Man ging vielmehr sofort an die Durchsuchung der Trümmerbauten und brachte thatsächlich den Saß mit dem Sprengpulver noch aus der Erdoberfläche hervor. Da rings herum noch glimmende Trümmer lagen, wäre eine zweite Explosion, die bei der Menge der Anwesenden wahrscheinlich noch viel furchtbarere Folgen gehabt hätte, sehr leicht möglich gewesen. Auch gestern Vormittag, so berichtet die „Post“, trafen wir die Unglücksstätte ohne jede Bewachung, obgleich es, wie es heißt, garnicht ausgeschlossen ist, daß noch weitere Pulvervorräte in der Erde vergraben sind. Der verstorbene Louis Kaufchert, dessen Wohnung in der Ballistadenstraße 18 belegen ist, ist zwar seit Jahren verheiratet, hinterläßt aber keine Kinder, Haschod war unverheiratet. Der eine der Arbeiter, Herr Calwig, hatte bereits im Vorjahr das Unglück, sein damals in der Schönhauser Allee belegenes Laboratorium durch eine Explosion zerstört zu sehen und wurde erst vor wenigen Wochen in der Müllerstraße Nr. 115 gleichfalls von einer Explosion heimgesucht.

Die Obstzufuhr nach Berlin ist in diesem Jahre eine so enorme, wie dies selbst in früheren obstrichen Jahren nicht der Fall gewesen. Auf der Schleisschen, der Görziger, der Potsdamer, der Lehrter Bahn treffen jetzt alltäglich zahllose Wagenladungen mit Obst hier ein, ebenso aus den umliegenden Orten, sowie aus dem Wasserwege. Wie bisher Blätter mittheilen, ist augenblicklich der Preis des Obstes in Berlin ein weit niedriger, als in den Provinzialstädten. Auf dem Obstmarkt der alten Börse, wo sich noch immer der gesammte Obsthandel Berlins konzentriert, beginnt schon am Abend ein reges Leben und Treiben; zu hohen Bergen wird das Obst in Tinen aufgetürmt, das zu Lande und zu Wasser von allen Seiten hier zusammenströmt. Früh am Morgen, wenn Berlins übrige Bevölkerung noch im Schlafe liegt, langen schon die ersten Händler an, und bald drängt sich hier ein Labrynth von allen möglichen und unmöglichen Fuhrwerken zusammen, so daß es oft der angestrengtesten Bemühungen der Polizeibeamten bedarf, um Ordnung zu schaffen. Aber nicht bloß Händler, sondern auch Restaurateure, Konditoren, Konjervenfabrikanten machen hier ihre Einkäufe. Erst in der Mittagsstunde ist der Markt überfüllt, ein Beweis dafür, daß die Zufuhr schon den Bedarf übersteigt. Freilich finden die guten Obstsorten stets einen Abzug, auch werden für dieselben im Ganzen nicht immer annehmbare Preise bezahlt; aber die Qualität des Obstes hält mit den Quantitäten, die täglich nach Berlin kommen, nicht gleichen Schritt, es wird sogar allgemein Klage darüber geführt, daß gutes, ausgereifenes Obst, namentlich Einmüchfrüchte, in diesem Jahre nicht in allzu großer Menge zu Berlin gelangt.

g. Die Ausweisungen russischer Unterthanen nach Berlin und dem preussischen Staatsgebiet werden von dem Polizei-Präsidium noch immer fortgesetzt, ohne auf die persönlichen Verhältnisse der davon betroffenen Personen Rücksicht zu nehmen. So wurde vor beinahe einem Jahre ein hiesiger achtaber Handelsmann, der bereits 10 Jahre in Berlin wohnsässig ist und sich hier zum Militär gestellt hat, nebst seiner Frau, welche aus Radel gebürtig ist, ausgewiesen. Auf Eingabe wurde die Ausweisungsbefehle zurückgenommen und dem Betreffenden der Aufenthalt auf weitere 6 Monate gestattet, während einem Bruder dieses Mannes der Aufenthalt in Berlin dauernd gestattet wurde. Nach Ablauf dieser Frist gelang es dem Manne, der die besten Zeugnisse, Empfehlungen hoher Persönlichkeiten aufzuweisen hat und bisher noch nicht bestraft ist, noch einmal 4 Wochen Aufenthalt zu erhalten; zugleich wurde ihm aber eröffnet, daß er Berlin

sogar den Muth, Sie um ein Darlehen von 50 Franks zu ersuchen.“

„Sie sind wohl verrückt?“

„Nicht im Geringsten. Ich benötige mindestens 50 Franks, um die Ueberfiedelung bewerkstelligen zu können. Bedenken Sie doch: Möbelwagen, Gepäckschuppen, Trinkgelder etc., und ich besitze nicht einen Sou.“

„Verubt dies auf Wahrheit?“

„Das überrascht Sie? Sie betrachten meine Schöpfungen ringsum und fragen sich, welche fortgesetzte Ungerechtigkeiten des Schicksals...“

„Sie sollen die 50 Franks auch noch haben. Ich will jedes Opfer bringen, um Sie los zu werden.“

„Danke, tausend Dank, großmüthiger Mann! Doch ich werde mich revanchiren! Sie sollen in meinem nächsten großen Gemälde figuriren.“

„Die irdische Niedertracht, von der Großmuth der prähistorischen Zeit vernichtet!“ —

Zwei Stunden später hatte Cantu die Wohnung geräumt.

Am nächsten Morgen sah Mr. Baudrille, nebenbei bemerkt einer der reichsten Hausbesitzer des Stadtviertels, als er seine tägliche Promenade machte, daß eine seiner Wohnungs-Ankündigungen am Hauptthore verschwunden war. Er trat zu seinem Administrator.

„Ist der fünfte Stock vermietet, Francois?“

„Jawohl, Herr Baudrille, und ich glaube, daß ich mir darauf etwas einbilden darf.“

„So?“

„Ich habe nicht viele Schwierigkeiten gemacht, wie Sie mir befohlen.“

„Ganz recht. Hat die Partei keine Reparaturen verlangt?“

„Nerkwürdigerweise nein.“

„Der Mieter scheint geringe Ansprüche zu stellen und einen bescheidenen Geschmack zu haben. Was ist er denn eigentlich?“

„Er ist Maler.“

„Hm? ... Offen gestanden, liebe ich derlei Leute nicht.“

„Er macht große Gemälde, die wie Firmenschilder aussehen.“

„Wie heißt denn dieser Schmierer?“

„Er gab mir seine Visitenkarte. Da ist sie: C a n t u, rationalistischer Maler.“

„Schon wieder?“ brüllte Herr Baudrille.

Purpurroth im Gesichte, sprang Baudrille, vier Stufen auf einmal nehmend, in den fünften Stock. Cantu empfing ihn mit einem sanften Lächeln auf den Lippen.

„Welche Ueberraschung, Herr Baudrille! Welche Freude, Sie bei mir zu sehen! Als Sie mich verließen, schienen Sie so traurig, daß ich mir vornahm, Sie ein wenig zu zerstreuen.“

Der unglückliche Hausherr fiel halb ohnmächtig in einen Sessel. Diesmal kostete ihn der Auszug des Malers 450 Franks. Billiger wollte es Cantu absolut nicht thun.

Man sieht, daß auch der Beruf eines Hausbesitzers seine Schattenseiten hat. . . .

### Heulende Derwische.

In der Schilderung einer Orientreise schreibt H. Himmel im „W. Vaterld.“ über das Kloster der heulenden Derwische zu Alt-Kairo: Das persische Wort Derwisch bezeichnet ebenso wie das arabische Fakir einen frommen, entsagungsvollen Mann, der mit besonderer Strenge den Satzungen der Religion nachlebt. Es gibt Derwische, welche für ihr Streben nach Gottgefälligkeit je nach ihrer Individualität gewisse eigentümliche Formen wählen, während Andere wieder Mitglieder gewisser durch das Band besonderer Asele und besonderer gnostisch-theosophischer Lehren vereinigter Bruderschaften werden. Immer aber repräsentiren die Derwische das sanftmüthigste Element des Mohammedanismus.

Die Derwisch-Orden, von denen die sogenannten „heulenden“ und „tanzenden“ die wichtigsten sind, haben ehelose, in klösterlicher Gemeinschaft lebende Mitglieder, aber auch solche, die als Familienväter in bürgerlichen Berufssphären leben und nur in einem gewissen Affiliationsverhältnisse zu ihren asketischeren Ordensbrüder stehen.

Die Orden der heulenden wie der tanzenden Derwische, von denen der erstere seine Gründung auf Rufai (1182), der letztere auf Mowhewi (1273) zurückführt, sind eigentlich Auswüchse des Mohammedanismus, welche nicht in dessen Heimathlande, sondern in den nördlicheren und westlichen Sphären des mohammedanischen Glaubensgebietes entstanden sind.

Wenn ich heute etwas eingehender nur von den ekstatischen Andachtsübungen der „heulenden“ Derwische spreche, so möchte ich doch gleich jetzt bemerken, daß ich von der

zeremonie der tanzenden Derwische, der ich später in Konstantinopel beigewohnt, durchaus nur angenehme Eindrücke empfangen habe, während die Andachtsübung der heulenden Derwische zu den denkbar aufregendsten Schauspielen gehört.

Die heulenden Derwische bastren ihre Gebetsworte in der Annahme, daß die stete laute Wiederholung des Gottesnamens, bei gleichzeitiger Konzentration aller Sinne auf die unendliche Heiligkeit Gottes, das dem Herrn wohlgefälligste Gebet sei, was dadurch erwiesen ist, daß die eifrige Uebung solchen Gebetes den Geist des Beters allem Irdischen entrückt und ihn schon hinieden alle Seligkeit der Weltanschauung fühlen läßt.

Von einigen Patres der Gesellschaft Jesu begleitet, wurde ich bei dem in Alt-Kairo gelegenen Derwischkloster von einigen würdevollen Derwischen freundlich empfangen und sofort in den mit Strohmatratzen belegten Innenraum einer alterthümlichen, kreisrunden, einer Kuppel überwölbten Moschee geführt, wo man uns Allen europäische Sessel antrug.

An den Moscheewänden bemerken wir eine grüne Färbung verschiedene mittelalterliche Schwerter, Spiege und Morgensterne, dann mehrere Sandtrommeln und große Lambourne auch die in Moscheen gebräuchlichen Koraninschriften fehlen nicht, sonst aber sind die Wände nur weiß getüncht und das Mihrab, die geheiligte, nach Mekka zu gerichtete Nische, ist ziemlich schmutzlos ausgestattet.

In den Mauerkränzen unterhalb der Kuppel münden mehrere Galerien, hinter deren Holzgittern die Muffeln namentlich auch Frauen, die bei milderer Bildung ja immer für aufregende Schauspiele sehr empfänglich sind, der Zeremonie harren.

Indes finden sich dreißig einen gegen das Mihrab zu geöffneten Kreis bilden und durch Ablegen einzelner Oberkleider die Ausbreitung von Schlafstellen für die Andachtsübung vorbereiten.

Ich bemerkte unter diesen Gläubigen Männer verschiedenen Alters und verschiedener Berufssphären. Die meisten waren Kleinbürger zu sein, nur bei viereen deuteten das langgestreckte, das asketische Gesicht und die glühenden Augen an, daß sie Derwische seien, doch schienen sie nicht im mindesten Mitglieder der hier etablirten klösterlichen Genossenschaft zu sein.

Run erscheint der Vorstand der Derwische, dem mehrere weißgekleidete Ordensbrüder voranschreiten. Er läßt sich

Abk...  
Plan...  
gebr...  
best...  
Ehre...  
einu...  
Ran...  
und...  
frem...  
füll...  
in d...  
mehr...  
hier...  
voll...  
gewi...  
am...  
Berar...  
sälug...  
Anlag...  
welch...  
belä...  
gefü...  
legte...  
hatten...  
sug...  
aber...  
werth...  
Kand...  
der...  
grün...  
Kast...  
welch...  
meins...  
allein...  
Abend...  
Katro...  
der...  
Katro...  
mille...  
neben...  
die...  
gehöri...  
Hilf...  
für...  
der...  
mach...  
Kenti...  
Berm...  
Dign...  
und...  
Kngab...  
erben...  
Memor...  
im...  
eine...  
selben...  
anony...  
Lerin...  
der...  
Beie...  
in...  
Der...  
Die...  
die...  
men...  
eben...  
halb...  
Bert...  
lagen...  
verdi...  
punk...  
des...  
mild...  
legte...  
dem...  
habe...  
finden...  
Glück...  
der...  
wird...  
tege...  
Lages...  
beten...  
und...  
dann...  
Dern...  
feierl...  
la-lla...  
ajen...  
schw...  
wärt...  
Silb...  
auch...  
Sait...  
gleit...  
die...  
immu...  
gelle...  
der...  
zu...  
vor...  
„De...  
selb...  
schm...  
vert...  
alte...  
Krei...  
bete...  
lan...  
in...  
Laf...  
nen

Ablauf dieses Termins unwiderruflich verlassen müßte. Der Mann hat sich hier seine Existenz gegründet und es so weit gebracht, daß er ein flottendes Ladengeschäft im Norden der Stadt besitzt. Angesehene Männer, die lange Jahre unbefoldete Ehrenämter bekleidet, haben sich bereit erklärt, für den Mann einzustehen, doch Alles vergeblich. In wenigen Tagen soll der Mann Berlin verlassen, sein gut gehendes Geschäft, das ihn und seine Familie gut ernährt hat, aufgeben und sich in einer fremden Stadt eine neue Existenz gründen. — In solchen Fällen, wie der angeführte, in denen die Betroffenen sogar in den preussischen Militärdienst eintreten wollten, sollte etwas mehr Rücksicht genommen werden, da ein Geschäftsmann, der hier sein gutgehendes Geschäft hat, durch eine Ausweisung vollständig ruiniert wird.

Der „Arbeiter“ G., ein arbeitscheuer Mensch, der sich gewöhnlich auf dem Georgenkirchplatz umhertreibt, überließ am 16. Abends gegen 7 1/2 Uhr auf genanntem Platze ohne jede Veranlassung zwei vorübergehende anständig gekleidete Herren, schlug sie und warf einen derselben derart über das Gitter der Anlagen, daß er eine Verletzung am Ohr davon trug. G., welcher schon vorher mehrere Frauen durch unanständige Reden belästigt hatte, wurde durch den Parkwächter zur Wache des 19. Polizei-Regiments gebracht und später der Kriminalpolizei vorgeführt, mußte aber hier wieder entlassen werden, da die Verletzung nicht ermittelt waren und keinen Strafantrag gestellt hatten, sonach voraussichtlich nur wegen Verübung groben Unfugs strafrechtlich wird eingeschritten werden können. Da es allein in der Wohnung zurückgeblieben und wollte sich gegen Abend einen Trank aus Salswasser und doppeltkohlensaurem Natron bereiten, wie sie das schon öfters gethan hatte. Bei der Dämmerung, wohl auch in der Erregung, daß sie statt des Natrons einen Rest von Schweinfurtergrün, das sich die Familie zur Vertilgung von Ungeziefer verschafft hatte, und das neben der Natrondüse auf einem Brett lag, genommen und diese Mischung ausgetrunken. Die von den zurückgekehrten Angehörigen sowie die von dem herbeigerufenen Arzte ihr gewährte Hilfe kam leider zu spät.

In Folge von Selbstvergiftung mittels Schweinfurtergrün verstarb gestern früh die 24 Jahre alte Tochter des in der Kastanienallee wohnenden Kammmachers A. Die Verstorbene, welche mager- und nervenleidend war, hatte sich an einem gemeinsamen Ausfluge der Familie nicht betheiligen können, war allein in der Wohnung zurückgeblieben und wollte sich gegen Abend einen Trank aus Salswasser und doppeltkohlensaurem Natron bereiten, wie sie das schon öfters gethan hatte. Bei der Dämmerung, wohl auch in der Erregung, daß sie statt des Natrons einen Rest von Schweinfurtergrün, das sich die Familie zur Vertilgung von Ungeziefer verschafft hatte, und das neben der Natrondüse auf einem Brett lag, genommen und diese Mischung ausgetrunken. Die von den zurückgekehrten Angehörigen sowie die von dem herbeigerufenen Arzte ihr gewährte Hilfe kam leider zu spät.

Der verurteilte Einbrecher Krieger aus Berlin, welcher kürzlich in Olmütz verhaftet wurde, ist nach einem Telegramm der „Frankf. Ztg.“ aus der Frobnsfeste entflohen.

Zu dem in der Grenadierstraße wohnhaften Uhrmacher L. kam am 13. d. M. Vormittags die Frau eines Rentiers B. aus Reinickendorf, um eine Uhr für einen ihrer Verwandten als Geschenk zu kaufen, gab an, daß sie zur Bezahlung ihrer Mutter mit der Stettiner Bahn verreisen müsse, und die Uhr nicht gleich bezahlen könne. Auf ihre weitere Angabe, daß sie in Folge des Todes ihrer Mutter 20 000 Thaler erben würde, erhielt sie von dem Uhrmacher eine goldene Remontoiruhr im Werthe von 180 Mark, die von ihr sofort im königlichen Verkauf versteigert wurde. Gestern wollte sie noch eine zweite Uhr, sowie eine goldene Kette auf Kredit bei demselben kaufen. Letzterer war jedoch inzwischen durch eine anonyme Postkarte benachrichtigt worden, daß er einer Schwindlerin in die Hände gefallen sei und bewirkte die Festnahme der B., die anscheinend noch mehrere Betrügereien in gleicher Weise verübt hat.

Ein Einbruch wurde in der Wohnung eines zur Zeit in einem Seebade sich befindenden Kaufmanns in der Jerusalemstraße in der Zeit vom 7. zum 12. d. M. verübt. Die bisher nicht ermittelten Diebe hatten mittels Nachschlüssel die Korridorhür und die Stubenthüren geöffnet, in den Zimmern sämtliche Spinden u. s. w. gewaltsam durchbrochen, theils ebenfalls mittels Nachschlüssel geöffnet, dieselben durchsucht, aber anscheinend nichts aus denselben gestohlen, weil der Inhalt ihren Erwartungen nicht entsprach. Die vorhandenen Werthgegenstände, welche in dem unteren Kasten des Bücherpindes lagen, haben sie glücklicherweise nicht gefunden. Des Einbruchs verdächtig wird ein etwa 36 Jahre alter Mann mit kleinem dunklen Schnurrbart, anscheinend Hausdiener, der am Abend des 12. d. M. mit einem kleinen Bündel von einem Dienstmädchen aus dem Hause kommend gesehen worden ist, und an letzterem im Vorübergehen die Frage richtete, ob es schon von dem Diebstahl, der in dem Hause verübt worden, Kenntniß habe.

Belle-Alliance-Theater. In der heut und morgen stattfindenden Extra-Vorstellung zu halben Kassenpreisen, „Der Wäldner von Notre Dame“, sind die Damen Savary, Lehmann,

Hahn, sowie die Herren Rühl, Otto und Schulz mit den Hauptpartien betraut. Auch bei dieser Vorstellung wird das rühmlichst bekannte Schwedische Doppel-Quartett im Theater konzertiren.

## Gerichts-Zeitung.

Der Standsbeamte Robert Gutzzeit hatte gestern vor der 100. Abtheilung des Schöffengerichts zu erscheinen, weil der Tischlermeister August Schönborn seine Bestrafung wegen öffentlicher Beleidigung verlangt hatte. Bekanntlich hatte im vorigen Jahre eine Unfälle Platz genommen, wodurch das Publikum in arger Weise belästigt wurde. Die Sargfabrikanten oder ihre Agenten belagerten förmlich von früh bis spät die Wartezimmer und Flure der Standsämter, um hier denjenigen, welche den Tod eines Familienmitgliedes anzuzeigen hatten, sofort einen Sarg anbieten zu können. Als schließlich durch eine behördliche Verfügung diesem Treiben ein Ende gemacht werden sollte, da hatte Herr Gutzzeit, dessen Bureau in der Wangenstraße sich befindet und in dessen Revier der Kläger demizilirt ist, mit der Ehefrau des letzteren seine liebe Noth; dieselbe wollte sich vom Flur nicht fortweisen lassen, sondern fuhr fort, hier die Leute mit ihren Offerten zu belästigen. Schließlich kam es zwischen ihm und der Frau Schönborn zu einer erregten Szene und die Folge davon war, daß die letztere sich eine Anklage wegen Hausfriedensbruch zuzog, welche mit ihrer Verurtheilung endete. In dem bezüglichen Termine erwähnte der als Zeuge vernommene Herr Gutzzeit, daß der Ehemann der Angeklagten Frau Schönborn ihm gelegentlich einer standesamtlichen Meldung falsche Angaben gemacht habe, und auf dieser Verurteilung, welche der im Zuhörerraum befindliche Schönborn hörte, beruhte die von letzterem angestregte Beleidigungsklage. Aber der Kläger würde unter Aufserlegung der Kosten abgewiesen, denn der Gerichtshof war der Ansicht, daß eine von einem Zeugen unter seinem Eide abgegebene Erklärung überhaupt nicht zum Gegenstande einer Privatklage gemacht werden könne.

Die „Allgemeine Fleischer-Zeitung“, welche sich durch ihren mit aller Energie fortgeführten Kampf gegen den betrügerischen Vertrieb von Pferdefleisch viele Freunde und Feinde erworben hat, hatte gestern den ersten Strauß vor dem Schöffengericht zu bestehen, weil eine aus dem vorerwähnten Kampfe resultirende Beleidigungsklage gegen sie angestrengt worden war. In der Nummer vom 15. Juli cr. der „Allg. Fl.-Ztg.“ erschien ein aus Dresden stammender Artikel, in welchem erzählt wurde, daß einer der dortigen Restaurateure ein Filet-Beefsteak von Pferde anstatt von Rindfleisch habe serviren lassen. Der Dresdener Gastwirthsverein nahm dies gewaltig übel und dessen Vorstand richtete an die erwähnte Zeitung die kategorische Aufforderung, den Namen des betr. Gastwirths zu nennen. Der verantwortliche Redakteur Horwiz lehnte dies Ansuchen ab und nunmehr wurde von dem Restaurateur Heinrich Holland in Dresden, dem Vorsitzenden des dortigen Gastwirths-Vereins, gegen Horwiz die Klage wegen verleumdender Beleidigung angestrengt und wurden außerdem weitere 98 Klagen von den übrigen Mitgliedern des Vereins in Aussicht gestellt. Der Kläger ließ sich durch Rechtsanwalt Kaufmann, der Verklagte durch Dr. Frey Friedmann vertreten. In einer Verhandlung in der Sache selbst kam es indessen nicht, denn der Verteidiger drang mit seiner Ansicht, daß der Kläger überhaupt nicht die Aktiv-Legitimation zur Anstrengung der Klage besitzt, durch und legte der Gerichtshof dem abgewiesenen Kläger auch noch die Kosten auf.

## Soziales und Arbeiterbewegung.

An die Berliner Maurer! Kameraden! Nach Beschluß der vorhergegangenen Generalversammlung soll jetzt unser Lohnkampf in der Art weitergeführt werden, daß über einzelne Baugeschäfte, deren Inhaber sich weigern, 50 Pfennige Stundenlohn zu zahlen, die Bausperrre verhängt wird. Die Bausperrre besagt, daß, so lange dieselbe dauert, kein Maurer in dem gesperrten Geschäft unter keiner Bedingung Arbeit nehmen oder fortarbeiten soll. Es soll dabei in folgender Art verfahren werden: 1. Die Bausperrre über ein Baugeschäft kann nur auf Antrag der Lohnkommission von einer Generalversammlung sämtlicher Maurer Berlins beschlossen werden. 2. Die Lohnkommission kann die Bausperrre für ein Baugeschäft nur beantragen, wenn mindestens zwei Drittel der von dem Baugeschäft beschäftigten Maurer desselben dies freiwillig und schriftlich mit Namensunterschrift beantragen und versprechen, auf Beschluß der Generalversammlung die Arbeit niederzulegen und sie nicht vor Bewilligung von 50 Pfennigen Stundenlohn bei diesem Geschäft wieder aufzunehmen, auch in der Zwischenzeit nirgend anderswo Arbeit anzunehmen. — 3) Die Maurer desselben, welche in Folge einer solchen Sperrre

Aber nach jeder Pause steigert sich der Fanatismus und erreicht endlich einen kaum mehr zu beschreibenden Zustand, in dem die in wilder Ekstase Verzückten mit schäumendem Munde ihr Mäh! in die Lüfte heulen und wie von tausend Teufeln hin- und hergerissen werden. Einzelne stürzen, wie von epileptischen Krämpfen erfaßt, zu Boden, und man sieht nichts als krampfhaft hin- und hergeschleuderte Körper, unnatürlich bleiche, bläuliche Gesichter.

Nur der Oberderwisch und sein Korlege bleiben regungslos wie Statuen, kaum daß die Lippen leise sich bewegen, während die Gebetsperlen durch die Finger rollen. Doch nun giebt das Oberhaupt ein Zeichen, worauf die Derwische seiner Suite nach den an den Wänden hängenden Tambourins und Stöcken greifen.

Kaum erschallt der scharfe kriegerische Ton der kupfernen Becken, so ergreift der wildeste Fanatismus den ganzen Kreis. Ein unfagbar gräßliches, entsetzenerregendes, wirres Bild wogt vor unseren Augen; da trennt sich von dem Kreise ein junger Derwisch, der schon alle Oberkleider abgeworfen hat, und stürzt sich mit vorgestrecktem Kopfe im wildesten Laufe gegen eine Stelle der Steinwand, über welcher auf einer Korantafel der Name Ali's des Schüttenhauptes geschrieben steht. Mit einem sein Scheul überdönenden dumpfen Dröhnen schlägt der Schädel an die Steinwand, der Mann stürzt nieder, aber schnell erhebt er sich wieder und rennt zum zweiten, zum dritten Male gräßlich fluchend gegen die Wand, bis mehrere Gläubige sich auf ihn stürzen, ihn ringend an den Boden drücken, dann schüttelnd in die Höhe heben und endlich auf sein Schaffel niederlegen.

All das vollzog sich in nächster Nähe von mir und meinen Begleitern.

Mitten in das diabolische Rasen fällt wieder der näselnde Ton des Oberderwishes und schon sind die Pauken verstummt, sanfte Flötentöne durchziehen mit leisem Sang den Raum und das Scheul mildert sich zu tiefen hohl verklingenden Seufzern.

Noch ein leise gemurmertes Gebet aller Gläubigen und die Zeremonie ist zu Ende.

In feierlichem Zuge durchschreitet der Oberderwisch die tief sich neigende Gemeinde und verläßt den Moscheentraum. Ergriffen — beinahe geängstigt von dem an diabolische Einflüsse mahnenden Schauspiel, verlassen nun auch wir die merkwürdige unheimliche Kultusstätte.

die Arbeit niederlegen, erhalten, so lange die Sperrre dauert und die Mittel dazu vorhanden sind, eine Unterstützung von 3 Mark 50 Pfennig für den Arbeitstag, den sie verloren haben. — 4) Es werden von den eingehenden Anträgen auf Verhängung der Bausperrre nur immer so viel berücksichtigt werden, als Geldmittel vorhanden sind, um die ad 3 angegebene Unterstützung zu bezahlen. — Fndem wir dieses bekanntgeben und die Kameraden eruchen, danach ihre Anträge auf Bausperrre zur Erreichung von 50 Pfg. Stundenlohn zu stellen, ermahnen wir zur größten Gefügigkeit und strengster Aufrechterhaltung der Ordnung. Andere Arbeitseinstellungen ohne die im Vorstehenden vorgeschriebene Form sind durchaus zu vermeiden und haben solche Maurer, welche, aus welchem Grunde es auch sei, sonst die Arbeit niederlegen, keinen Anspruch auf irgend eine Unterstützung. Um nun recht kräftig mit den Bausperrren vorgehen zu können, wenden wir uns an unsere Berliner Kollegen mit dem Ersuchen, mit Opferfreudigkeit reichliche Gaben für den Lohnkampf zu sammeln. Kameraden! Wir hoffen um so mehr, daß Ihr reichlich beisteuern werdet, da von den einkommenden Geldern es abhängt, ob wir den bis jetzt siegreich und erfolgreich geführten Lohnkampf bald zu Ende führen. Wir sind jetzt lediglich auf die eigene, oft erprobte Kraft angewiesen. Unterstützung von Auserhalb dürfen wir jetzt nicht weiter beanspruchen. Die deutschen Kameraden haben uns bis jetzt treulich geholfen, wir dürfen ihnen, ohne die Sache zu schädigen, nicht länger zur Last fallen. Also laßt uns zeigen, daß wir selbst stark genug sind, uns weiter zu helfen! Wir verlangen von den deutschen Kameraden jetzt nur, daß sie, wie bisher, den Bezug strengstens fernhalten. Auch von den von Berlin abgewanderten Kameraden erwarten wir, daß sie nicht durch vorzeitige Rückkehr unsern Sieg wieder gefährden. Der am 17. Juni ausgebrochene allgemeine Ausstand hat in der Einnützigkeit, wie er ausgeführt, in der Ausdauer, mit der er durchgeführt, in den Resultaten, die durch ihn erreicht wurden, alle Hoffnungen, die auf ihn gesetzt werden konnten, weit übertroffen, er bildet ein ruhmvolles Blatt in der Geschichte des Lohnkampfes. Er ist nun beendet und werden weitere Unterstützungen auf Grund dieser allgemeinen Arbeitseinstellung nicht weiter gezahlt. Kameraden! Laßt uns so einmüthig, so opferfreudig, so gelegentlich wie bis jetzt auch weiterstreiten, dann wird der Sieg nicht ausbleiben. Es lebe unsere gerechte Sache! Berlin, im August 1885. Die Lohnkommission. J. A. v. Wille. C. Wehrnd.

Ueber den Tölpelstreik in Belten veröffentlicht die dortige Lohnkommission folgendes: „Die Drohung mit dem 10. August hat uns nicht geschreckt. Die Meister suchen sich jetzt an die einzelnen Gesellen zu machen, um sie durch Ueberredungen und Drohungen zur Aufnahme der Arbeit zu bewegen. Welchen Erfolg sie dabei haben werden, müssen wir abwarten. Wir werden fortfahren wie bisher, jeden Fall, in welchem ein Kollege die Arbeit aufnimmt, bekant zu machen mit Namensnennung, so wissen die Kollegen immer, wie es steht. Der Bezug ist unbedeutend. Die wenigen hierhergekommenen Fremden verdienen jetzt 8 Mark wöchentlich. Auch ein Geselle, der nach Frankfurt a. O. geschickt war, um Bezug herauszuholen, kam nach vorausgabtem Reisegeld allein zurück. — Laßt Euch auch ferner nicht herlocken, Kollegen! haltet den Bezug fest! — Die Schundpreise des Beltener Geschäftes sind zu sehr bekant, daß man nicht überall uns den Sieg wünschen sollte. Bedenkt, Kollegen, dies wohl! Unser Kampf ist Euer Kampf! Es ist eine Aufbesserung des Geschäftes in unserm Gemeindegeld nicht möglich, wenn wir nicht die hiesige Schundlohnkur durch höhere Löhne abschaffen. Der Jörn der „vereinigten Fabrikanten“ gegen die freien Meister ist sehr erklärlich und es kommt auch zu manchen unliebsamen Ausritten, die die „Bildung“ der Meister gerade nicht immer im hellsten Lichte zeigen. Man spricht von Rakregelung der „Führer“ nach Beendigung des Ausstandes. N. n. wir fürchten uns nicht. Die „Führer“ sind vor Allem sehr tüchtige Tölpel und können sich durch ihrer Hände Arbeit überall ernähren. Kameraden aller Orts, steht fest zu uns! So lange Ihr uns nicht verläßt, geben wir den Kampf nicht auf!

Ueber die Erwerbsfähigkeit der Arbeiterinnen in Berlin veröffentlicht der „Frauendunst“ folgendes: „Eine Arbeiterin, welche allein steht, bedarf hier in Berlin zu ihrem täglichen Unterhalt: für die Schlafstille (monatlich 6 Mark) 20 Pf., für Frühstück 15 Pf., für Mittagbrod 30 Pfennig, für Abendbrod 25 Pf., macht in der Woche 6 M. 30 Pf. Dazu kommt noch wöchentlich für Wäsche 75 Pf. und für Kleidung und Schuhzeug 1 M. 50 Pf. Es braucht eine Arbeiterin also zu ihrem Unterhalt bei ganz einfachem, solidem Leben wöchentlich 8 M. 55 Pf. In dieser Höhe des Verdienstes bringen es aber bei Weitem nicht alle Arbeiterinnen. Die Näherinnen von Manchetten z. B. bekommen für ein Duzend Paar besserer Qualität 60 Pf., für ein Duzend Paar geringerer Qualität 30, 35, höchstens 40 Pf. So verdienen sie bei angestrengter Arbeit die Woche 3 M. 60 Pf. oder 4 M. 90 Pf., höchstens aber 7 M. 20 Pf. Für seine Arbeit an Schürzen erhält die Arbeiterin für das fertig gestellte Duzend 1 M. 40 Pf., für ein Duzend gewöhnlicher Art 40 bis 60 Pf., bezahlt dabei das Garn und verdient also im besten Fall wöchentlich bei dieser Arbeit 5 M. Das sind trostlose Verhältnisse und ein großer Theil der Fabrikmädchen und der zu Haus arbeitenden Frauen und Mädchen muß sich entweder Nebenverdienst verschaffen, indem es die Bahn des Lasters betritt, oder es muß trotz allen Fleißes darben und hungern. Auf denen, welche zu Hause arbeiten, lasten ja noch obendrein schwere Ausgaben für Wohnung, Feuerung, Licht und dergl. — So wie in Berlin ist der Lohn überall ein lästlicher. Da hilft keine gute Erziehung, da helfen keine Vereine, „zur sittlichen Hebung der unteren Klassen“, die eiserne Noth kennt kein Gebot und durch die Hungerlöhne werden unerbittlich die Arbeitermädchen der Prostitution in die Arme getrieben. Alle Vereine, alle Bestrebungen der höheren Klassen hiergegen sind nichts, als die pure Heuchelei, sofern sie nicht auf die wirtschaftliche Hebung der Mädchen und Frauen, auf die Erhöhung des Lohnes der Frauenarbeit und Schonung der Arbeitskraft der Frau hinauslaufen.

Die Verlegung des Zahltags vom Sonnabend auf den Freitag in den Fabriken, die jetzt vielfach angestrebt wird, ist mit Freuden zu begrüßen. Nicht deshalb, weil der Arbeiter in Hinsicht darauf, daß der folgende Tag ein Arbeitstag ist, vom Lohne nicht so viel für den Wirthshausgang ausgiebt, nein hauptsächlich deshalb, weil der Arbeiter jetzt immer am Sonnabend durch die Lohnzahlung hingehalten wird und nicht rechtzeitig zur Familie gelangen kann, um endlich einmal der heranbrechenden Sonntagstrube zu pflegen. Aber auch die Hausfrau, die jetzt die Einkäufe immer des Sonntags machen muß, wird in die Gelegenheit gesetzt, dies schon Sonnabend zu thun.

Aus dem Handelskammerbericht des Bezirks Halle erfahren wir, daß die meisten Arbeiter in den Gräbereien zur Gewinnung der Porzellanerde für ihre ungemein schwere Arbeit, nur 6 Mark Wochenlohn erhalten; verschiedene derselben stehen sich auf 8 und 9 Mark. Ein Lohn von 12 Mark kommt nur ein paar mal im Jahre vor, wenn zahlreiche Ueberstunden und Nacharbeit stattfinden. — Die Kupferproduktion der Mannfelder Werke beschäftigt 17 734 Mann, die 28 160 Angehörige zu ernähren haben. Die Löhne variiren von 12—18 M. Wochenlohn. Die Begleute seien zu f r i e d e n. — Diese „Zufriedenheit“ kennen wir, die dortigen Arbeiter sind allzu abhängig, um sich frei und offen äußern zu können.

In der Eifel, wo fast alljährlich der „Nothstand“, d. h. der von der preussischen Regierung anerkannte Nothstand eintritt, hat man in letzter Zeit Meliorationsarbeiten mit großem Erfolg und mit Unterstützung der Regierung betrieben. Die Regulirung der Wasserläufe, Entwässerung von Sümpfen haben bedeutende Resultate geliefert. Es ist vielfach fruchtbarer

Boden geschaffen worden, wo früher Haide und Moor vorhanden war. Viel leichter aber, als in den Eisfeldgegenden, ist die Urbarmachung der großen norddeutschen Heide- und Moorflächen. Da könnte nach Herzenslust der Staat kolonisieren zum Segen des Volkes und des Landes.

Ueber die Arbeiterverhältnisse in dem Bezirk Wesel weiß der Handelskammerbericht nur Ungünstiges zu melden. Der übertriebene Branntweingenuß verführe die Arbeiter zur „Rügellosigkeit“ — aber von der Lohnhöhe wird nichts berichtet. Da erfahren wir nun, daß der Lohn der dortigen Arbeiter ein viel geringerer ist, als in den anderen Bezirken der Rheinprovinz und Westfalen und daß man mit Vorliebe die sonst bedürftigen waldeschen und lippe'schen Arbeiter dort beschäftigt, die mit einem Stück Brod, etwas schlechtem Fette und noch schlechterem Schnaps vorlieb nehmen. Wo da Recht und Ordnung herkommen soll, das mögen die Götter wissen! Die Herren der Handelskammer sollten bessere Löhne zahlen, dann bräuchten sie derartige Berichte nicht zu machen.

## Vereine und Versammlungen.

h's. Eine sehr zahlreich besuchte Versammlung der Maurer tagte am Sonntag Vormittag im Lokale „Sandsiouci“ unter dem Vorsitz des Herrn Behrend. Herr Regierungs-Baummeister Kessler sprach als Referent über die jüngst beschlossene neue Vereinigung von Inhabern Berliner Baugeschäfte“ und das Verhalten der Maurer gegenüber derselben. Die schon in einer früheren Versammlung geäußerten Bedenken gegen die gesetzliche Zulässigkeit einiger, die Kauttionen zur Deckung von Konventionalstrafen betreffenden Bestimmungen des Statuts der neuen Meistervereinigung hielt der Redner vollständig aufrecht und fügte hinzu, daß man, falls jenes Statut trotzdem die amtliche Genehmigung erhalten sollte, nicht säumen würde, auch dem Statut der Maurergesellen-Vereinigung analoge Bestimmungen einzuerleiden, denn was dem Einen Recht, sei auch dem Andern billig. (Beifall.) Wenn es auch, führte Redner aus, nicht unmöglich sei, daß in der neuen Unternehmer-Vereinigung ein besserer Geist walten werde, als in der alten Innung, so müßten sich die Maurer doch auf Alles gefaßt machen und so stark als möglich sich organisieren. Scharf kritisierte der Redner hierauf den Artikel der neuesten Nummer der „Baugewerks-Zeitung“, welcher die Ueberschrift trägt: „Hat der Maurerstreik die Nothwendigkeit einer Reform der Gewerbe-gesetzgebung gezeigt und in wie weit. Diesen von einem Juristen geschriebenen Artikel verglich der Redner mit der Urtheilsmotivierung eines studentischen „Berichters“ in der Studentenzeitung, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem Artikel der „Baugewerks-Zeitung“ die Komit eine unfreiwillige sei. Endlich theilte der Redner noch mit, daß ihm Herr Bau-rath Böckmann seine in der jüngsten Baugeschäftsinhaber-Versammlung gehaltenen Rede und das Statut der neuen Meistervereinigung mit dem Ersuchen um Veröffentlichung im Fach-organ der deutschen Maurer zugesandt habe. Die gewünschte Veröffentlichung werde erfolgen, da beide Schriftstücke ohne Zweifel für die Maurer von Interesse seien. An der Dis-kussion, theilhaftigen sich die Herren Behrend, Weiße, Groth-mann, Wille u. e. A. Der Vorsitzende theilte die im Ganzen recht zufriedenstellenden Erfolge der unlängst verhängten Bau-sperren mit, so z. B., daß Maurermeister Stagemann, den auf seinem Bau in der Straußbergerstraße gleichfalls die Bausperrre betroffen, die Lohnforderung ganz bewilligt hat und seitdem seinen Bedarf an Arbeitskräften nur von der Lohnkommission bezieht. Maurermeister Wolff sei, vorausgesetzt, daß er die ihm vom Innungsbundes-Amt versprochenen Arbeitskräfte nicht in den nächsten Tagen erhalte, gleichfalls gewillt, 5 Mark zu bezahlen und Arbeitskräfte von der Lohnkommission zu beziehen. Neue Bausperrren seien vorläufig noch nicht zu beschließen, bevor nicht die alten vollständig erledigt worden. Bezüglich des bei den Bausperrren zu beobachtenden Verfahrens verwies der Vorsitzende auf den neuesten Aufruf der Lohn-kommission. Aus demselben gehe, wie Redner hervorhob, eine Aenderung des seitherigen Verfahrens insofern hervor, als die von den zu sperrenden Baugeschäften beschäftigten Maurer, nachdem sie den schriftlichen Antrag auf Beschluß der Bausperrre bei der Lohnkommission gestellt haben, in der betreffen-den, die Sperrre eventuell beschließenden Versammlung nicht noch einmal über ihr Einverständnis befragt werden sollen. Nach Schluß der Diskussion nahm die Versammlung einstimmig folgende Resolution an: „Die heutige General-Versammlung der Berliner Maurer etc. erklärt: in Erwägung, daß dem organisierten Kapital gegenüber nur durch eine straffe Organi-sation die Lage der Maurer gebessert werden kann, versprechen die heute versammelten Maurer, mit allen Kräften und gesetz-lichen Mitteln dahin zu wirken, daß sich alle Maurer dem Verein zur Wahrung der Interessen der Berliner Maurer an-schließen, um Erhöhung ihres Lohnes, Verminderung der Ar-beitszeit und Ruhe an Sonntagen herbeizuführen.“

Eine öffentliche General-Versammlung der Berliner Stukateure tagte am Sonntag, den 16. August, Vormittags 11 Uhr, in Meißel's Salon, Kommandantenstraße 71/72. Herr Max Kreuz referirte über das Arbeiterschutzgesetz und die Nothwendigkeit der gesetzlichen Einführung der Sonntagsruhe. Referent spricht sein Bedauern aus, daß trotz der Wichtigkeit der Tagesordnung die Theilnahme der Kollegen an der Ver-sammlung eine so schwache sei, er empfahl den Anwesenden, in ihren Kreisen nach besten Kräften dahin zu wirken, die noch fernstehenden Kollegen heranzuziehen, denn nur durch vereinte Kraft sei etwas zu erreichen. Zum Beweise dafür, daß ein

gesetzlich geregelter Arbeitstag durchführbar ist, führt Referent den in der Schweiz gesetzlich, in England ohne Mitwirkung der Gesetzgebung und in Oesterreich ebenfalls theilweise gesetzlich eingeführten Arbeitstag an und hebt hervor, daß sich die Arbeiter dort ganz wohl dabei fühlen. Die gesetzliche Ein-führung sei möglich und würde auch bei uns über kurz oder lang durchgeführt werden. Nachdem Referent das Verhalten des Manchesterthums kritisiert, geht er zur Organisation der in dem Arbeiterschutzgesetz vorgeschlagenen Arbeitskammern und Arbeitsämter über und plädiert zum Schluß für zahlreiche Unterzeichnung der ausliegenden Petitionslisten für Annahme des Arbeiterschutzgesetzes. In der Diskussion wurde hervorgehoben, daß die Meister die vom Polizeipräsidium aus-gegebenen Fragebogen, die Sonntagsruhe betreffend, den Ar-beitern vielfach vorenthalten. Herr Wals I und Werder er-lären, von den Meistern solche Bogen erhalten zu haben. Für Abschaffung der Sonntagsarbeit sprachen noch die Herren Zimmermann, Krause, Handtke und Andere. Inzwischen war folgende Resolution eingegangen: Die heutige öffentliche Ver-sammlung der Berliner Stukateure erklärt sich mit den Aus-führungen des Referenten vollständig einverstanden und ver-pflichtet sich, die Petition für das Arbeiterschutzgesetz zu unter-schreiben. Diese Resolution wurde einstimmig angenommen. Darauf referirte Herr Heindorf über den Beschluß des Polizei-präsidiums bezüglich des Abfallens von Studen. Die Stukateure haben, als im Januar d. J. das Polizeipräsidium eine Bekanntmachung bezüglich des Abfallens der Studen theile erließ, eine aus 5 Mitgliedern bestehende Kommission gewählt, welche eine Resolution ausarbeitete und dem Polizeipräsidium unterbreitete. In dieser Resolution waren, um schlechter Ar-beit, welche ein Herabfallen der Studen theile bedingte, vorzu-beugen, folgende Forderungen aufgestellt: 1) Bei Anfertigung von neuer Studen, resp. Befestigung derselben muß den Stukateuren von Seiten der Buzer eine gute Rüstung an den Fingern überlassen werden, 2) bei Untersuchung von schlechten Arbeiten sollen auch Gehilfen als Sachverständige hinzugezogen werden, und 3) bei neuen Arbeiten den Prinzipal in erster Linie verantwortlich zu machen. Das Polizeipräsidium hat dar-auf erwidert, daß die von der Kommission ausgearbeiteten Vor-schläge zur Berücksichtigung nicht geeignet sind. Referent führt aus, daß er sich mit dem Beschluß des Polizeipräsidiums nicht ganz einverstanden erklären könne. Das Polizeipräsidium hatte, wie Redner anführt, auch auf die gesetzlichen Bestimmungen vom 14. September 1855 hingewiesen, welche für alle an Bauten beschäftigten Handwerker Anwendung fände, und für die ent-stehenden Schäden der gedachten Art immer nur den betreffenden Bauleitenden verantwortlich macht. Herr Grünberg weist auf die bei allen Bauten vorzunehmenden Reparaturen hin und ermahnte die Anwesenden, nicht so ohne Weiteres ihre Unter-schriften für die Solidität der gesammten Studen theile zu geben, da sie ja doch im geeigneten Falle nur für ihre eigene Arbeit gut sagen könnten. Redner erklärte sich mit dem Beschluß des Präsidiums einverstanden. Herr Heindorf berührt die Zen-tralisation der Stukateure und bemerkt, daß die in vielen anderen Städten bestehenden Stukateurvereine besser organisiert wären und ihre Zustimmung zur Zentralisation gegeben hätten. Es entspinnt sich eine lebhafte Debatte, in welcher eine der größten Vertikäten kritisiert wird, für welche Herr Zimmermann jedoch eintritt. Es sprechen noch in recht kollegialischer Weise die Herren Werder, Mügelburg, Handtke u. A. und ermahnen dieselben die Versammlung, zum Wohl Aller sich recht zahl-reich dem Verein anzuschließen. Bei Punkt 3 „Hilfskassen“ verlas Herr Raffner Schulz einige Zeitungsberichte, worin die Existenzfähigkeit der Ortskrankenkassen in Frage gestellt wurde. Es wurde darauf beschlossen, am 7. September, Abends 8 Uhr, eine Generalversammlung stattfinden zu lassen, deren Tages-ordnung noch bekannt gemacht wird. Schluß der Versammlung 3 Uhr.

Ueber das heutige Submissionswesen sprach Herr Regierungs-Baummeister Kessler am 17. d. Mts. in einer öffent-lichen Schloßerversammlung bei Grauweil. Derselbe beklagte als einen fühlbaren Mangel im Baugewerbe das Fehlen eines Bindegliedes zwischen dem wissenschaftlich gebildeten Bauleiter, welchem praktische Erfahrung wesentlich abgehe, und dem Ar-beiter. In Frankreich würde dieser Posten ausgefüllt durch den „Kondukteur“, einem aus dem Arbeiterstande hervorge-gangenen, praktisch und theoretisch nach Möglichkeit und Fähig-keit ausgebildeten Mann. Der „Bauaufseher“ entspreche dem „Kondukteur“ in keiner Weise und würde nur als Durchgangs-posten für stöberungsunberechtigte Unteroffiziere betrachtet. Der Bauleiter habe in der Regel mehrere Bauten unter sich, könne demzufolge nicht in dem Maße, wie not-hwendig, eine Kontrolle ausüben, da er zudem noch mit Bureauarbeiten überhäuft sei. Auf den Bauten selbst sei der Beamte in nur ungenügender Weise vertreten, dadurch werde dem Baubetrug Thür und Thor geöffnet. Dazu komme das Reglementiren von „oben“, das sogenannte „Affektorenwesen“ im Baufache, durch welche das ursprüngliche Reglementiren unmöglich gemacht werde. Das Sub-missionswesen sei in seiner heutigen Handhabung eine große Gefahr für den Staat und nur eine Prämie für Gewissenlosigkeit und Schwindel. Die Schwindler aus dem Baufachen herauszutreiben, sei nur möglich durch eine konsequente eiserne Durchführung der Submissions-beingungen und Innehaltung der festgesetzten Konventional-strafen, sowie durch Anstellung eines „Kondukteurs“, für deren Ausbildung durch Fortbildungs- und Baugewerkschulen etc. zwar schon etwas, aber noch nicht genügend Sorge getragen werde. Die Submission drücke auch die Arbeitslöhne herunter,

der intelligente Arbeiter werde immer mehr verdrängt durch bedürftiglose fremde Arbeiter, so daß mit der Zeit das Volk vollständig degenerieren müsse. Die Regierung suche zwar dem Einhalt zu gebieten durch „Ausweisung der fremden Elemente“, ein wirksamer Schutz der einheimischen Arbeiter sei aber nur der gesetzliche Normalarbeitstag. Ferner müßten Organisationen geschaffen werden zur Festsetzung eines Minimallohnes und würde sich auch das Submissionswesen durch eine wirksame Arbeiterschutzgesetzgebung von selber regeln. — Anschließend hieran wünschte Dr. Birch höhere Schulen und unentgeltliche Lehrmittel für die Arbeiter. Herr Mittel bezeichnete die Arbeit als das Grundübel, deren Befestigung bedürftig sei. Herr Marx hingegen maß den Arbeitern selber alle Schuld bei. Würde Niemand für niedrige Arbeitslöhne arbeiten, so müßten auch höhere Löhne gezahlt werden.

Der Fachverein der Tischler hält heute, Mittwoch, Abends 8 1/2 Uhr, in Kurmann's Salon, Bergstraße 68, eine Versammlung ab. Tages-Ordnung: Vortrag des Herrn Ball-müller, Verschiedenes und Fragekasten. — Gäste sind will-kommen. Neue Mitglieder werden aufgenommen. — Am Sonnabend, den 22. August, findet bei Jordan, Neue Grün-strasse 28, eine außerordentliche Generalversammlung des Ver-eins statt mit der Tagesordnung: „Beantwortung des vom königl. Polizei-Präsidium dem Verein zugesandten Fragebogens bezüglich des Verbots der Sonntagsarbeit.“

Fachverein der Drechsler, Knopfarbeiter und Berufs-genossen. Den Drechsler, Knopfarbeitern und Berufs-genossen hiermit zur Nachricht, daß das königl. Polizei-Präsidium an den Verein die Aufforderung gerichtet hat, die in Betreff der Sonntagsarbeit gemachten Erfahrungen der Be-hörde mitzutheilen. Der Vorstand hat sich deshalb veranlaßt gesehen, vereint mit den Vertrauensmännern eine Beantwortung der gestellten Fragen auszuarbeiten, um dieselben den Berufs-genossen vorlegen zu können, zu welchem Zweck eine Mit-gliederversammlung des Fachvereins zum Donnerstag Abends 8 Uhr nach Keller's Salon, Andreasstr. 21 (kleiner Saal) ein-berufen ist. Alles andere im Inseratentheil. Sämtliche Kollegen werden gebeten, in dieser Versammlung recht zahlreich zu erscheinen.

Arbeiter-Bezirksverein „Süd-Ost“. Mitglieder-Versammlung am Mittwoch, den 19. August, Abends 8 1/2 Uhr, in der „Arania“, Brangelstraße 9 und 10. Tagesordnung: 1. Vortrag des Stadtorordneten Herrn Singer über die Thätigkeit der Stadtorordneten-Versammlung. 2. Geschäfts-lisches. 3. Verschiedenes und Fragekasten.

Der Louisenstädtische Bezirks-Verein „Vorwärts“ hält heute (Mittwoch), Abends 8 1/2 Uhr, im Restaurant A. Ruff (City-Passage), Dresdenerstr. 52/53, eine Vereins-versammlung ab, in welcher Herr M. Kreuz über die Kom-munalwahlen referiren wird. Die Petition, das Arbeiterschutz-Gesetz betreffend, liegt zur Unterschrift aus. Die Mitglieder werden ersucht, pünktlich und zahlreich zu erscheinen. Auf-nahme neuer Mitglieder findet statt. — Gäste sind will-kommen.

Eine öffentliche Versammlung der Obst-, Gemüse-, Milch-, Korbwaren-, Kohlen- und Produktenhändler findet am Donnerstag, den 20. August, Abends 8 Uhr, in Noth-Weidenstraße 34, bei Niges, statt. Tagesordnung: 1. Die Nothwendigkeit der Organisation. 2. Besprechung über die Gründung eines Vereins. 3. Diskussion.

## Vermischtes.

In einem Restaurant. Ein Gast läßt sich den Wirth rufen: „Man sagt mir, Ihr Fräulein Tochter loche selbst: ist das wahr?“ — „Allerdings, mein Herr.“ — „Dann habe ich die Ehre, Sie um ihre Hand zu bitten.“ — „Wie, mein Herr, so weit treiben Sie die Feinischmederei?“ — Der Gast schloß aus seiner Brieftasche eine Locke vom goldigsten Blond und sagt mit vibrierender Stimme: „Sehen Sie, dieses Blond ist meine Leidenschaft. Seit einem Monat sammle ich alle Haare, die ich hier im Essen finde!“

Zu den bekanntesten „Fünfundzwanzig“. Wie die „Kösch. Ztg.“ mittheilt, ist der Gutsbesitzer Muschter an der von Rittmeister von Tümping mittelst eines Schusses er-haltene Verwundung — gestorben. Man ist in der Kösch., wo der Herr Rittmeister eine bekannte Persönlichkeit ist, auf das Ergebnis der eingeleiteten Untersuchung sehr gespannt.

Zeitungen in Nordamerika. Nach Rowell's „Ameri-kanisches Zeitungs-Adressbuch für 1885“ erschienen in den Ver-einigten Staaten und Kanada gegenwärtig 1417 Zeitungen und Zeitschriften, d. i. eine Zunahme von 823 während des letzten Jahres und 6441 mehr als vor 10 Jahren. Dieraus entfallen auf die Vereinigten Staaten 12973, der Rest auf Kanada. Die westlichen Staaten weisen, wie schon früh, die größte Zunahme auf. Die Anzahl der im Staate New-York 1884 erschienenen Zeitungen und Zeitschriften betrug 1523.

Paris, 9. August. Das Pariser Buchpolizeigericht hat den Damenschneider Wort als Präsidenten des Schneider-Syndikats, welches seinen Mitgliedern die Namen der schlechten Kunden mitgetheilt hat, von der Anlage der Verleumdung freigesprochen, hingegen den „Telegraphe“, welcher unbedingter Weise eine Auswahl dieser Namen veröffentlicht hatte, zu 2000 Frks. Strafe und je 1000 Frks. Schadenersatz an zwei der Genannten, welche Beschwerde erhoben hatten, ver-urtheilt.

## Theater.

Opernhaus.  
Heute keine Vorstellung.  
Schauspielhaus.  
Heute: Der Leibarzt.  
Belle-Alliance-Theater.  
Heute: Der Glöckner von Notre-Dame.  
Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.  
Heute: Der Großmogul.  
Ostend-Theater.  
Heute: Der Goldgräber.  
Central-Theater.  
Alte Jakobstraße 30. Direktion: Adolph Ernst.  
Heute: Zum 18. Male: Die wilde Rabe. Gesangsposse in 4 Akten von W. Mannstädt, Musik von G. Sieffens.  
Durch die Geburt eines kräftigen Jungen wurden hoch-erfreut  
Berlin, den 17. August 1885.  
W. Werschke und Frau, Adalbertstr. 16.

## Vereinig. d. Metallarbeiter Deutschl.

Mitgliedschaft Berlin I.  
Sonnabend, den 22. August 1885:  
Grosses  
Kinder- u. Familienfest,  
verbunden mit  
Tanztränzchen,  
im Wedding Park, Müllerstrasse Nr. 178.  
Billets à 20 Pf. sind vorher zu haben bei Behnd, Reinickendorferstr. 60 III., bei Wolff, Reinickendorferstr. 43a II., und im Vereinslokal Wedding-Park bis Sonnabend Nach-mittag 2 Uhr. Kinder in Begleitung der Eltern haben freien Zutritt. Die Kaffeelücke ist von 3 Uhr ab geöffnet. Anfang des Konzerts 4 Uhr. An der Kasse findet kein Bilet-Verkauf statt.  
Der Vorstand.

## Arb.-Bezirksverein d. Friedrichstadt.

Donnerstag, den 20. August, Abends 8 Uhr.  
Versammlung  
in Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstraße 77/79.  
Tages-Ordnung:  
1. Vereinsmittheilungen. 2. Vortrag des Herrn Michelsen: Ueber Frauenarbeit. 3. Verschiedenes.  
Um zahlreichen Besuch ersucht  
Der Vorstand.

## Außerordentliche Mitglieder-Versammlung

des  
Fachvereins der Drechsler, Knopfarbeiter  
und verwandten Berufsgenossen  
am Donnerstag, den 20. d. M., Abends 8 Uhr,  
in Keller's Salon (kleiner Saal), Andreasstraße 21.  
Tagesordnung:  
1. Die Beantwortung des dem Verein vom königl. Polizei-Präsidium zugesandten Fragebogens behufs Erhebungen über die Sonntagsruhe.  
2. Verschiedenes.  
Der wichtigen Tagesordnung halber ist das Erscheinen sämtlicher Mitglieder nothwendig. Gäste sind willkommen.  
1904] Der Vorstand.

Guldermann's Salon, Saal  
Rachf. Th. Lammer's, Kommandantenstraße 72, Saal  
Rur 1 Treppe. Auch einige Sonnabende noch frei.

## Herzinnige Bitte!

Ein geachteter Familienvater, der durch Schicksalsschläge in die äußerste Noth gerathen, krank darniederliegt, bittet edel-denkende Mitmenschen, welche das Schicksal gütiger bedacht hat, ihm in seiner traurigen Lage helfend beizustehen. Sei das Schicksal auch noch so klein, es wird immerhin des Unglück-lichen Noth lindern. Herr Armenvorsitzer Weckmann, Kochstraße 57, ist zur Entgegennahme der Spenden sehr bereit.